Aus dem letzten Hause

Digitized by Google

Georg Schumann

Neue deutsche Volkslieder

Für vierstimmigen Männerchor

Verlag C. F. Kahnt Nachfolger Leipzig

Digitized by Google

Aus dem letzten Hause

Digitized by Google

Von **Georg Hermann** erschien im gleichen Verlage:

Spielkinder. Roman.

Modelle. Novellen und Skizzen.

Die Zukunftsfrohen. Novellen.

Digitized by Google

Aus dem letzten Hause

Ein neues Skizzenbuch

von

Georg Hermann

Berlin W
F. Fontane & Co.
1900

Digitized by Google

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Digitized by Google

PT
2603
068
A88

Jos. Ad. Bondy

in Freundschaft

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Aus dem letzten Hause 1
Der Wert des Lebens 159
Ein Gruß 171
Unvergeßliches 183
De amicitia 197
Auf Posten 209
Der Tod 217
Ein Nachruf 227
Der Heringssalat 239

Digitized by Google

Vorwort.

Ein Freund, welcher irgendwie erfahren hat, daß ich ſchreibe, überließ mir dieſe Tagebücher mit dem Bemerken, ob ſie mir vielleicht Stoff zu einem Roman böten. Da ich die Kunſt beſitze, ſelbſt der beſten Geſchichte durch meine Erzählung zu ſchaden, ſo habe ich es vorgezogen, mit einigen geringen Streichungen dieſe Tagebücher unter meiner Flagge hinausſegeln zu laſſen.

Leider verfällt der mir befreundete Verfaſſer in den Fehler aller Tagebuchſchreiber: Zu ſehr bei Unwichtigem zu verweilen, und das Beſte, was er zu ſagen hat, zu verſchweigen. Ich aber, der ihn faſt ſo gut kenne, wie mich ſelbſt, vermag oft ganz etwas Anderes zu leſen, wie da geſchrieben ſteht. Doch wer wird ſich ſonſt noch die Mühe nehmen?

Donnerstag.

Dieſes Haus iſt auch zu hellhörig. Wenn der Portier unten nieſt, denkt man oben das Dach fällt ein; und bei jedem Wagen, der die Straße entlang fährt, zittert es vor Schreck an allen Gliedern. Wäre es ſolch alter Rumpelkaſten, an welchem ſich die Jahre die Zähne ausgebiſſen haben, und riefe nun wenigſtens das Gefühl des Heimiſchen, Eingewohnten hervor, — aber nein! Ich glaube, das Ding iſt wohl erſt im vergangenen Frühjahr fertig geworden. Überall hängt es voll Stuck. Der Erbauer hat eine ganze Schürze voll nackter Weiber und Jungen gekauft und Stück für Stück einzeln gegen die Faſſade geworfen; wo ſie trafen, blieben ſie kleben, und wo ſie kleben blieben, war gleichgültig.

Und doch iſt gewiß kein neuer Balken im Bau, kein Stein, welcher nicht ſchon dreimal vermauert geweſen wäre. Auch nicht ein Wort können meine Wirtsleute reden, das ich nicht mit anhören müßte, und doch lockt es mich gar nicht, Zeuge ihrer ewigen Meinungsverſchiedenheiten zu ſein. Der Alte hätte ſich einfach nicht eine Frau nehmen müſſen, welche fünfundzwanzig Jahre jünger iſt als er, dann wäre er dem nicht ausgeſetzt, daß ſie mit ihren Liebhabern tanzen ginge. Da ſchnauzt und brabbelt er ſchon

wieder, der Alte! — Mit wem denn nur? Sie iſt doch ſchon ſeit zwei Stunden fort. — Im Grunde, was geht es mich an?

Faſt Nacht für Nacht wimmern über mir die Kinder und dann keift wieder das Weib dazwiſchen, oder es brüllt der beſoffne Kerl von Mann und ſchlägt ſeine ganze Sippe, daß es nur ſo klatſcht.

Das iſt mir eine angenehme Unterhaltung; denn ich kann auch, wenn es ſtill iſt, nicht ſchlafen, und dieſe ſchwere ſchwarze Dunkelheit um mich würde mich noch mehr beängſtigen; ſo, wenn ich den Lärm von oben höre, fühle ich mich doch nicht ganz allein, ich empfinde wenigſtens, daß es außer mir noch Weſen auf der Welt giebt, und ich rede mir doch nicht alles Erdenkliche ein, Dinge, die nicht gehauen und nicht geſtochen ſind.

Mittwoch.

Ja, wenn ich auch wieder ſeit fünf Tagen mit keiner Menſchenſeele ein Sterbenswort gewechſelt habe, ſo giebt es doch etwas, das mich voll und ſtets beſchäftigt: wie kann ich drüben vom Holzplatz den Hund vergiften? Von abends halb ſieben bis morgens vier Uhr heult er ununterbrochen, ſtößt ſo wehmütige, ſo jammervolle Töne aus, daß man weinen möchte und dann wieder heiſer, gell und wild, Töne, die wie blutige, ſchartige Meſſer ſchneiden. Wenn ich nur Gift bekäme, ich würde es in ein Stück Fleiſch tröpfeln und über den Zaun werfen. Und doch — es giebt Gründe, die mich davon abhalten wollen. Mit der Zeit hörte ich dieſes Heulen vielleicht

gar nicht mehr, möchte mich daran gewöhnen; und was der gewichtigſte Grund iſt, das Tier würde mir fehlen, wenn ich in den hellen Mondnächten an das Fenſter trete und ich ſehe nicht, wie es da unten ſeinen dicken Kopf gegen den Himmel hebt und wimmert zum Stein=erbarmen. Dann wäre meine Ausſicht nicht ganz und von meiner Ausſicht möchte ich nichts miſſen — auch ihn nicht.

Die Straße iſt erſt auf einer Seite bebaut; und ge=wiß weiß niemand in meiner Häuſerreihe, niemand hier draußen in den letzten Häuſern, wie herrlich ſeine Ausſicht iſt. Ich kann ſo weit über das Land ſehen. Drüben hinter dem Holzplatz, hinter den Zäunen beginnen Felder und Äcker. Gleich einem grauen Band zieht ſich der Weg zwiſchen ihnen hindurch, und wie in ſchwarzen Umriſſen ſcheinen mir die Menſchen, die darüber ſchreiten, auf ihm zu liegen. Ich ſehe die kahlen Bäume vom Schloßpark wie zarte Gewebe auf dem weißen Himmelsgrund. Ich ſehe die blauen Linien des fernen Waldes, ich ſehe über Geſtrüpp und Hecken, über aufgebrochne Äcker und Lauben=ſtädte bis weit drüben zu Häuſervierteln und Kaſernen=bauten, welche wie maſſige, behauene Blöcke in den Himmel ſchneiden; lange, quadratiſche Flächen ſind es mit tauſend Schießſcharten von Fenſtern und aus ihnen ſprüht oft abends nach Sonnenuntergang Feuer. Ja, ich erkenne ſogar jenſeits der Kaſerne, weit hinter dem Exerzierplatz, einen Villenort; aber ganz links wieder, da ragen — fünf Finger einer Rieſenhand, welche aus dem Grab gewachſen, — fünf Fabrikſchornſteine auf.

Und über all dem der Himmel, über all dem die Wolken. Wissen sie denn in den Straßen der Großstadt, was ein Himmel ist? Sie nennen das Stückchen Weiß, Grau oder Blau, das wie eine Dachluke über ihnen hängt, so. Hier bei mir ist er weit, — ganz weit und hoch; hier färbt er sich allabendlich, und sei es auch nur ein einziger roter Streif unter schwarzen Wolken — ein rotes Seidenband in dunklem Haar; hier schwimmen tagüber weiße Segel auf blauem Grund, und hier jagen, wenn der Wind sie treibt, schwere Wolken in Schichten übereinander hin, — schwarz, tiefgrau, grau — fortwährend ändern sie die Gestalt, strecken lange Arme, gleich Polypen, die einander packen wollen; oder es weint die graue Dämmerung auf das Land herab, senkt sich ein müder Schleier über alles — dann aber leuchtet selbst noch durch den Nebel der Nacht der Schein der fernen Fabriken.

Das ist Himmel, ruhelos, weit und ewig wechselnd, wie das Meer. Aber, wenn nachts, drüben zwischen den Pappelstämmen, die vielgegliederten Feuerschlangen der Eisenbahnzüge hindurchkriechen, und die grünen und roten Lichter der Signale wechseln, dann kann ich Stunden am Fenster stehen und zuschauen.

Sonnabend.

Es ist eigentlich hübsch hier! Nur Geld müßte ich haben, viel Geld, hundertundzwanzig Mark monatlich und dann Bücher, gute Bücher; daß ich sie alle im Laufe der Zeit versetzt habe, ist mißlich; eigentlich waren sie von

jeher meine beſten Freunde. Jetzt weiß ich zwar nicht mehr, was ich geleſen habe, ich weiß garnichts mehr, rein garnichts mehr, ich bin ganz leer und ausgepumpt. Ich weiß auch augenblicklich nicht, was ich erlebt, wie mein Daſein dahingefloſſen. Halt mal! — Ich will mich beſinnen, ich will nachdenken, ob mir nicht irgend etwas einfällt. Nein, nichts — doch ja — ich erinnere mich, ich habe einmal beim Militär Poſten geſtanden, an einem Sommerabend, im Zuchthaus, auf einem kleinen, gepflaſterten Hof. Man muß viel Thore aufſchließen, um zu mir zu gelangen. Schon dunkelt es; der Himmel hängt ſchwer, ſchwül und tief. Plötzlich bricht noch einmal die Sonne durch die Wolken; braungoldene Lichter ſpielen auf vermorſchtem Bewurf, rotgoldene auf roten Ziegeln. Ein ſchwerer, verwitterter Goldton überzieht die beſtrahlten Flächen, dringt ſelbſt in die Luken der Verließe und vergoldet dort die Traillen und Stäbe der eiſernen Gitter. Geſang klingt aus den Zellen, irgendwo hat einer begonnen. Erſt weich und leiſe, dann laut und beſtimmt. Andere von hier und drüben antworten, das ſingt, wie Winternachts, ein Rotkehlchen im Bauer, dumpf und ſehnend. Ich lauſche erſchreckt, nicht ein Wort kann ich erhaſchen, und doch ich verſtehe ſie. Ich höre, wie ſie ſich träumen nach weiten, ſtillen Ländern und grünen Bergen, wie ſie klagen um ihr Elend, den Hunger, die heimlichen Laſter. Sie ſingen von den langen Bettreihen des Hoſpitals, von der feuchten Leichenkammer, von dem ſchwarzen Karren, der ihnen die Freiheit geben wird. Das Waſſer

ſchießt mir in die Augen, die Firſten werden eine brennende Burg, in mir quillt es auf. Angſt, dumpfe Verzweiflung, tauſend Schmerzen löſen ſich; von irgend woher fällt ein Schein auf die Gewehrkammer, ſticht mit einem roten, ſpitzen Strahl; in den Armen beginnt es zu ſchmerzen, in den Fingern zu ziehen, die Linke preßt den Kolben, als ob ſie ihn zerdrücken müßte, die Rechte wird herübergezogen, ganz langſam, alles am Arm iſt hart, wie Holz geworden; die Finger faſſen die Sicherung und ganz langſam legt ſie ſich nach rechts. Wie ein Stahlband preßt ſich der Kragen um den Hals und zieht ſich enger und enger. Die Haare ſchmerzen; überall aus der Haut ſchlagen Nadelſpitzen. Jemand ſpricht neben mir, ich kann ihn nicht verſtehen, aber er redet in mich hinein. Oben ſingen ſie noch; die Lohe der brennenden Burg umhüllt mich. Als ob ich es zu zerbrechen fürchte, ſo leiſe nehme ich das Gewehr von der Schulter; ſo vorſichtig bewege ich mich, als könnte ich Schlafende aufwecken. Aber, wie ich es auch anſtelle, es iſt mir nicht möglich, das Gewehr auf mich zu richten, und die Finger an den Hahn zu bringen. Ob ich mit dem Fuß abdrücken könnte? Umſonſt, die Spitze des Stiefels iſt zu breit, aber mit den Zehen? Wenn ich den Stiefel auszöge? Er rührt ſich nicht. — Da, wie ein Schlag auf den Kopf; Knirſchen und Schlüſſelraſſeln. Im Augenblick geſichert. Gewehr über. „Halt, wer da!“ „Ablöſung.“ —

Und dann weiß ich noch, wie ich ein anderes Mal — Nein, ich weiß garnichts mehr, ich will auch garnichts

mehr wiſſen, es iſt, um . . .! Da redet der betrunkene Alte wieder vor ſich hin. Nun liegt er wohl wieder auf dem Bett; er dreht ſich wie ein Quirl; immerzu kracht das ganze Geſtell, und dazu ſchimpft er auf ſeine Frau: „Äh, olle Hexe, Hexe, Hexe, rumtreiben thuſt du dich, du Menſch, und ich, ich, ich muß hier zuhauſe bleiben. Weg, ſage ich, ich bin ein anſtändiger Menſch und ſolche Betrüjerſche, — — — jeweint hab ich jeſtern früh. — Mein Lebtag —“

In dem Ton geht es nun ſchon Stunden mit ihm. Wenn ich auch Schiffstaue ſtatt der Nerven hätte, ich müßte ja raſend werden; und dabei muß ich zu übermorgen einen Brief über die inneren Verhältniſſe in Rom ſchreiben. Ich, der nicht einmal ein Beefſteak auf italieniſch verlangen kann, der keine Zeile aus dem Dante überſetzen könnte! Aber was ſoll ich denn thun, ich muß doch leben, ich mag nicht verhungern.

Was ſie von mir alles verlangen! Ich glaube, wenn auf der Halbinſel Malakka ein Doppelraubmord paſſierte, müßte ich darüber berichten! Mir ſchießt ſoeben ein vorzüglicher Gedanke durch den Kopf. Unter anderem werde ich ſchreiben, daß wir von unterrichteter Seite erfahren, daß der König von Italien anläßlich der Hungerrevolte geſagt: „Das habe ich nicht um mein Volk verdient!“ Und ich werde dieſen Ausſpruch als einen ſchönen Zug ſeines königlichen Herzens lobpreiſen, auf fünf Zeilen zu ſieben Pfennig, macht fünfunddreißig Pfennig, macht zwei Schrippen, ein halbes Viertel Butter und ein Stück Leberwurſt. Und

wie wäre es, wenn ich dann ein wenig über die nächstjährigen Ernteaussichten in Nordamerika, und über die Zukunft des Krainer Obstbaues orakelte? Jetzt bin ich endlich klug geworden; seitdem ich gemerkt habe, daß immer das Gegenteil von dem eintrifft, was ich mutmaße, schreibe ich immer gerade das Gegenteil von dem, was mir einfällt; aber manchmal klappt es auch dann nicht, ein anständiger Mensch kann sich eben in dieser schlechten Welt auf nichts mehr verlassen. Der Teufel hole sie!

Ich möchte mal etwas Verständiges zuwege bringen, solch eine unglaublich feine Sache, die ein Heidengeld brächte. Dann würde ich garnichts mehr schreiben, oder sicher doch nichts drucken lassen. Denn das Wort ist die Profanierung des Gedankens; der Druck aber die Prostitution des Geschriebenen. Ich habe keine Ahnung, was das werden sollte, doch es müßte etwas ganz Besonderes sein. Ah, mein Kopf, es hackt wieder jemand Holz auf ihm. —

Donnerstag.

Ich bin doch nun ein Mann von bald dreißig Jahren, und ich fürchte mich, wie ein Kind. Ich fürchte mich, am Tag, wenn ich im Zimmer bin und die Sonne breit hineinflutet, und ich fürchte mich in dunkler Nacht, wenn ich nicht schlafen kann; nicht, weil jemand da sein könnte; sondern weil niemand da ist, weil ich nur überall das Echo meinerselbst höre. Oft sogar, wenn ich andere Menschen sehe, fühle ich mich doch allein, dann scheint es mir, als wären sie alle nur geballte Luft, und

ein Hauch von mir könnte ſie auseinanderblaſen. Nein, ich muß irgend ein Weſen um mich haben, vielleicht einen Hund — ein Weſen, deſſen Gegenwart ich auch mit geſchloſſenen Augen empfände. Dieſe Einſamkeit macht mich noch krank. Ah, wenn ich ſo Stunden im Zimmer auf und nieder gehe, ich denke an garnichts — ich habe überhaupt kein Hirn mehr, ich habe ein Stück Nebel im Kopf — und wo ich mich dann hinwende, iſt es kalt und leer, und wo ich hinſpreche, hallt es von mir, giebt mich mir zurück, als ob es nichts von mir wiſſen wollte; was in mir iſt, kenne ich nicht, was um mich iſt, verſtehe ich nicht — alſo was begreife ich denn? Und auch die anderen Leute, ſie ſind mir unlösbare Rätſel. Unerfindlich iſt es mir zum Beiſpiel, warum der Alte nebenan heute wieder bräbbelt. Iſt der Menſch wirklich — wie die allgemeine Annahme — ein Gewohnheitstier, ſo hätte ſich der Alte doch ſchon längſt darein ſchicken müſſen, daß ſeine Frau ihm untreu iſt, aber er — der Alte — ſtört immer noch mit Ausbrüchen ſeiner Eiferſucht friedliche Anwohner.

Ogottogottogott, was ſoll ich denn nun machen? Ich möchte etwas ſchreiben, etwas ganz Luſtiges, eine Poſſe, mit der man einen Haufen Geld verdienen könnte; denn dieſe Kuliarbeit iſt mir in der Seele zuwider. Wenn die Welt untergeht, und ich gehe nicht mit unter, dann iſt es mir doch vollends gleichgültig, und da muß ich den Leuten erzählen, daß Chamberlains Rede keine Gewitterwolken am politiſchen Horizont heraufbeſchworen hätte. Ich kann es ja ganz unbefangen thun, denn ich habe ſie nicht geleſen.

Und doch, ich bin ein anſtändiger Menſch, dieſe Gewißheit hält mich noch aufrecht; nur ſoviel ſchwindle ich, wie ich zur Deckung der nötigſten Unkoſten meines teuren Daſeins bedarf. Und, wenn es mir gelingt, noch obenein täglich drei Cigarren in die Luft zu blaſen, ſo glaube ich ſchon meine Haushaltungsbedürfniſſe überſchritten zu haben. Ich dünke mich noch ein Engel gegen die Leute, welche ihr ganzes Leben ſchwindeln, mit dem ernſteſten Geſicht die belangloſeſten Unwahrheiten in die Welt hinausposaunen, und die ſogar hiermit ein lohnendes Geſchäft machen, indem ſie in der Regel reich und angeſehen werden — dieſe Seeräuber. Nun frage ich: Kann es etwas Stumpfſinnigeres geben als Politik? Ein lächerliches Geſchrei um Dinge, die uns fern liegen; ich habe nichts zu eſſen; mich hungert; ſchön, was kümmert es mich da, daß in Afghaniſtan Ruſſen und Engländer ſich die Naſen reiben; oder daß Krupp im Verhältnis zu wenig Steuern zahlt. — — — Einen Hund will ich haben! — — — —

Montag.

Was es doch für eigentümliche Dinge und Zufälle in der Welt giebt, und was einem ſo alles zuſtoßen kann! Man ſollte es nicht glauben. Ich brauche von heute ab mehr Geld; ich werde doch nächſtens mein Interview bei dem Kaiſer von China zum beſten geben und Erinnerungen aus meiner ahnungsweiſen Bekanntſchaft mit dem erſchoſſenen Laſſalle mitteilen. —

Aber, laßt mich der Reihe nach erzählen, das Er-

lebnis iſt ſo komiſch, es liegt in ihm eine wahrhaft welt=geſchichtliche Ironie, daß es ſchon deshalb verdiente, nieder=geſchrieben zu werden.

Der Alte nebenan wird ganz verrückt, er ſchreit und ſchimpft und ſchlägt gegen die Wand; erſt beluſtigt es mich, aber auf die Dauer wird mir der Lärm doch zu dumm, und da es dunkel geworden, gehe ich fort.

Seit Jahren iſt es eine kleine Schwäche von mir — alle großen Leute haben gewiſſe Eigenarten — nur des Abends fortzugehen. Am Tage ſind mir die Unmenge fremder Menſchen peinlich, während ſie mich abends nur ſelten ſtören und nachts das ganze Pflaſter mir allein gehört.

Es iſt reifig und naßkalt. Drüben über grauen Feldern liegt die Nacht und nur von den fernen Fabriken quält ſich ein roter Schein durch feuchte Luft. Der Wind treibt ſinkende, ſprühende Nebelmaſſen an der Laternenreihe vorüber, und die Gasflammen ſchwimmen in gelben, ver=dämmernden Höfen. Der Hund vom Holzplatz ſpringt gegen den Zaun; er begleitet mich, ſoweit es ſein Gebiet zuläßt, bläffend und jammernd, um mir endlich noch als Scheidegruß einige ganz überraſchende Mißtöne nachzu=winſeln. Wie ich um die Ecke biege, faßt mich der Wind heimtückiſch in den Rücken und will mich weiter ſchieben. Mit ihren flatternden Mänteln gleiten da die Menſchen in der trüben Luft vorüber, als würden ſie von ſchwarzen Segeln getragen; alle haben die Hüte tief in das Geſicht gezogen und ſteuern vornübergelegt mit geſenkten Köpfen gegen das Wetter. Sie wiſſen alle, wo ſie hingehören,

was ihrer noch warten könnte, was ſie empfängt; ſie alle ſind Sterne mit feſten Bahnen, und nur ich bin ein losgeriſſener Lebensfunke, der ziellos im ſchwarzen Weltall umherirrt.

Ich bleibe an der Straßenecke ſtehen und weiß nicht, wohin ich mich wenden ſoll. Alles — das Pflaſter, der Damm iſt ſo ſchmutzig, naß und ſchwarz; doch die Häuſerwände ſchwitzen einen weißen ſchimmligen Überzug aus, und auch das Eiſen der Zäune ſtarrt von dieſem weißen Pelz. So ſtehe ich wohl eine Viertelſtunde und warte, bis mir die Augen thränen; dann taumele ich weiter und ſehe wieder lange Zeit durch halbblinde Scheiben in das verſchwimmende Weiß einer Plätterei, wo ſich nacktarmige, vollbuſige Mädchen über Tiſche beugen, und die ziſchenden Eiſen über weiße Wäſche gleiten laſſen, bis es mich beunruhigt, daß ſie einander mit den Ellbogen anſtoßen und auf mich weiſen, zu lachen beginnen. Dann treibt es mich weiter, wohl ſchon zum zehnten Male gehe ich denſelben Weg, dieſelbe Straße am Rand derſelben Bordſchwelle entlang. Immer von neuem aber zieht es mich nach dem Eingang der Stadtbahn, immer von neuem erſtaunt es mich, wenn dort alle fünf Minuten ein ſchwarzer Strom von Menſchen durch das Thor dringt, ſich in ſchmale Arme zerſpaltet und noch lange in dunklen Streifen ſichtbar bleibt; während einzelne ſchwarze Tropfen, welche abgeirrt ſind, ſchnell in der grauen, ſchweren Luft zerfließen. Aber immer ſchwächer wird ſchon der Strom, und endlich ſickert es noch wie ein dünnes Wäſſerchen aus dem Thor, um

ſchnell zu verſiegen, der ganze große Platz liegt ſchon längſt wieder tot und leer, ehe ſich oben auf dem Wall neue Züge heranſchieben. Sie keuchen, Rauch und Feuer blaſen ſie aus den Nüſtern, weißen Qualm ſchleifen ſie nach — weißen Qualm, der ſich ballt und ſenkt, der die Glieder der langen Kette umſchließt, der ſich auf die Verdecke legt, als ob er ſich mitziehen laſſen will, der die erleuchteten Wagenfenſter mit grauen Tüchern verhüllt. Ich will dahinauf gehen, fahren, ganz gleich, irgendwohin; in unbekannten, wildfremden Straßen umherirren, bis der Morgen anbricht. Von dem halbverſchlafenen Mädchen am Schalter löſe ich eine Fahrkarte, gehe durch den gewölbten Gang; eine Eiskellerluft, der ſchwarze Boden glitſchig, die Ziegelwände, die Gasarme weiß bereift — ſelbſt bis hierherein iſt die feuchte Kälte gedrungen; oben auf dem Bahnſteig treibt der Wind Schnee und Regen durch die Halle. Zahlloſe Signallichter flackern draußen am Boden und zeigen in ihren Widerſcheinen die vielfachen Veräſtelungen der Geleiſe; hoch in der Luft ſchweben die grünen und roten Funken der Einfahrtszeichen; aber weit draußen ſchimmert es von einem hellen Blockhaus. Da ſchleicht es heran um eine ferne Ecke, lautlos kommt es herangekrochen, wie die Schlange auf dem Bauch, mit grellen, zitternden Blicken aus zwei feurigen Augen; ſie werden immer größer, ſie ſchieben ſich auf mich los, ſie hypnotiſieren mich, ſo daß ich gebannt bleibe. Dieſes Untier mit dem Krebskopf und dem Tauſendfußleib — wie die Zangen, wie die Scheren ſich bewegen, wahnſinnig ineinandergreifen, als müßten ſie

mich packen, zerstückeln, zermalmen und in den schwarzen Schlund werfen. Jetzt donnert es an mir vorüber, weiß gepudert an allen Gliedern, starrend vor Reif; es blickt mich noch einmal listig von der Seite an, und bläst mir höhnend seinen feuchten Atem ins Gesicht. Durch den ganzen Zug geht ein Dröhnen und Schwingen, die Räder schleifen und knirschen auf den Schienen. Es zieht mich in den Armen, es stößt mich nach vorn — vor die Füße dieses schnaubenden Ungeheuers. Was dann wohl sein mag? Nichts, garnichts. Der Zug wird nach drei Minuten weiterfahren und die Leute werden das Geleise säubern, der schwarze, klebrige Kies wird rot und klebrig sein und der Reifkopf der Muttern an den Schienen ist vielleicht abgetaut. Das Untier holt drei- und viermal schwer und rasselnd Atem, schreit dann gell auf und setzt sich wieder in Bewegung; Wagen auf Wagen zieht vorüber, Scheibe auf Scheibe — gelbe Flächen. Ich starre auf den schwarzen Kies, der ölig glänzt; da, da könnte ich jetzt liegen. Wie das auf mich zukam, — gerade wie in meinen Träumen die gewaltigen roten Skorpione mit den Menschenaugen, die von der Decke des Zimmers herabgleiten.

Es tauchen wieder zitternde Glühaugen auf, ich muß mich dort hinwenden, ihm entgegen sehen, schon von ganz fern heftet es seine Blicke auf mich, ich will zurücktreten, aber es zieht mich zum äußersten Rand. Die Feueraugen werden immer größer, immer furchtbarer; ein Tosen und Knattern von schwarzen, gierigen Zähnen und Kiefern, jetzt kaum zehn Schritt von mir. Die Arme will ich ausbreiten.

„Zurücktreten!“ Es faßt mich jemand und reißt mich zur Seite. „Wenn Se an die Trittbretter kommen, liegen Se unter die Räder, die ſchneiden Ihnen mitten durch,“ ſagte eine gutmütige Stimme.

Ich wiſche mir den Schweiß von der Stirne.

Der Beamte geht, um die Wagenthüren zu ſchließen.

Ein Mädchen, das ſoeben ausgeſtiegen, bleibt über unſere Unterhaltung erſtaunt ſtehen und blickt mich groß an. Sie iſt recht ärmlich gekleidet, trägt ein Packet im Arm. Sie iſt nicht einmal beſonders hübſch; klein, unſcheinbar. Die hat wohl noch keinen Menſchen geſehen? So häßlich iſt ſie wohl garnicht, und wie mich dünkt, es iſt irgend etwas wie Mitleid in ihren Blicken geweſen, irgend etwas wie Verſtändnis, das wäre doch gar zu eigenartig. Ob ich ſie anreden ſoll? Ich gehe hinter ihr her, ſie blickt ſich ängſtlich um und beſchleunigt ihre Schritte. Auf dem Platz bin ich neben ihr.

„Sie haben mich doch vorhin ſo angeſehen, Fräulein.“ Etwas Dümmeres kann ich wohl auch nicht vorbringen und wie blechern dabei meine Stimme klingt.

„Ja, Sie haben mir leid gethan, wie Sie ſo daſtanden.“

Ich habe ihr leid gethan? Wie kommt das Mädchen dazu, etwas von alldem zu ahnen. Ich blicke ſie genauer an. Wie angenehm iſt das blaſſe, ſchmale Geſicht. Die Augenbrauen ſind über der kleinen gebognen Naſe zuſammengewachſen, wie ich es ſo gern habe; der Mund kindlich und weich, die Augen braun und groß. Von dem Haar, das in der feuchten Luft von ſeiner Feſtigkeit ver-

loren hat, fallen ihr welke Strähnen über die Ohren und in die hohe Stirn, und vergröbern noch den Eindruck des Unſcheinbaren, Ungepflegten. Und doch liegt in dem Perſönchen, — zwanzig Jahre mag das kleine Weſen ſein — in der ganzen Weiſe ſich zu tragen, etwas, das mich anſpricht, etwas von Beſtimmtheit, Ruhe, Selbſtbewußtſein. Woher kann ſie denn auch nur das inſtinktive Verſtändnis haben für Dinge, die in mir vorgehen?

— Was ſie mit dem Packet wolle, — dieſe alberne Verlegenheitsfrage. Aber ich kann nichts anderes ſagen, was haben wir denn gemein, dieſes Mädchen da und ich. —

— Nein, ich ſollte ihr lieber erzählen, was ich da auf der Bahn gewollt hätte, ich wäre doch nicht fortgefahren, ob ich da jemand erwartet hätte. —

Ich fühle, wie meine Backen heiß werden: jetzt examiniert ſie mich ſogar. Ich will doch einmal ſehen, ob ſie Wahrheit vertragen kann. „Ach nichts, ich wollte mich nur ein wenig unter den Zug werfen," — dabei lache ich recht laut.

„Pfui, wie können Sie ſo etwas ſagen! — Ja, lachen Sie nicht, ich glaube, Sie wollten es wirklich. Sehen Sie, Sie ſind doch nun ein geſunder, großer Menſch; wenn Sie arbeiten wollen, dann müſſen Sie eben Arbeit finden, und es wird Ihnen ſchon mal wieder beſſer gehen. Wenn es jedem, dem es mal ein wenig ſchlecht geht, einfallen wollte, ſich das Leben zu nehmen, da wäre ja bald niemand mehr auf der Welt." — Das klingt ganz feſt und beſtimmt.

Zu luſtig, die Kleine kann ſich nur vorſtellen, daß man wegen Nahrungsſorgen in den Tod gehen will: alſo verſtehen thut ſie mich doch nicht.

„Mein Kind, damit Sie nicht glauben, daß ich ſo ganz und gar an den Hungerpfoten ſauge, kommen Sie mit hier herein, der Konditor hat immer bis eins auf."

„Ich muß nach Haus."

— Wer ſie denn erwartet. —

— Niemand, ſie hätte keinen Menſchen auf der weiten Welt. — „Aber es iſt doch, denke ich, Zeit."

Wie nett ſie die Worte ſetzt.

— Dann wäre es doch gleich, ob ſie früher oder ſpäter käme. —

— Sie ſei gar nicht danach angezogen. —

„Ach!"

— Und mit dem Packet? —

„Das trage ich." — Und damit nehme ich das Packet und gehe in die Thür; ſie folgt unwillig, aber lächelnd. Drin ſitzt nur noch ein einſamer Herr, und kritzelt vor ſich Zahlen auf dem runden Marmortiſch. Aus einem Nebenraum ſtürzt ein ganz kleiner Konditorjunge und fragt überhöflich nach unſeren Wünſchen.

Ah, iſt das warm und hell; wir drücken uns beide in eine Ecke, ſie nimmt die Krimmermütze ab und ſtreicht ſich das Haar zurecht. Jetzt, da das Mädchen von der Luft gerötet iſt und lacht, ſieht ſie recht gefällig aus. Aber, was ſoll ich nur mit ihr ſprechen, wir haben doch nichts Gemeinſames.

„Sind Sie in einem Geſchäft, Fräulein?“ Sie wird plötzlich ganz ernſt und ſchaut faſt ängſtlich.

„Nein, augenblicklich nicht, ich war bis zum Erſten Verkäuferin in einem großen Bazar, nun bin ich faſt ſchon einen Monat ohne Stelle. Doch zu Weihnachten bekomme ich ſicher wieder eine Aushilfe, ganz beſtimmt. Da brauchen ſie ja viel Mädchen, da giebts zu thun, da hat man oft bis des Nachts um zwölf zu arbeiten, und des Morgens wieder um halbacht an Ort und Stelle zu ſein, ſo gehts faſt einen Monat durch. Hergott, wie müde man oft wird, aber wenn man tüchtig iſt, dann behalten ſie einen; ſehen Sie, wo ich jetzt war, da ſind zu Weihnachten zehn junge Mädchen eingeſtellt worden, und davon ſind acht im Januar entlaſſen worden, eine im Juli und ich jetzt zum Oktober. Ich wäre ja noch geblieben, wenn nicht eine Verwandte vom Alten meinen Platz bekommen hätte. Ach, erſt war ich ja bis vergangenen Herbſt bei Schröters, aber da mußt ich fort. Nicht vielleicht, weil ich mir was habe zu Schulden kommen laſſen, — ſie waren ſogar ſehr zufrieden mit mir, ich bin in einem Jahre zwanzig Mark im Gehalt geſtiegen, und ich — das wird Sie wohl nicht intereſſieren.“ —

„Gewiß. —“

„Aber die Sache iſt ſehr verwickelt,“ weicht ſie aus.

„Nein, nun muß ich es wiſſen, ſonſt kann ich die ganze Nacht nicht ſchlafen.“

„Ach Gott, ich habe ſo viel geweint.“

„So?“

— Da wird ſie ärgerlich; was das wäre, ich ſollte mich nicht über ſie luſtig machen. —

— Ich hätte gar nicht die Abſicht, mich über ſie luſtig zu machen, ſie möchte nur erzählen, warum ſie die reiche Pfründe von ſiebzig Mark eingebüßt. —

— Ich ſähe überhaupt ſo ſpöttiſch aus, als ob ich über alles erhaben wäre. —

— Ach Gott, wenn ſie wüßte. —

„Ja, mein Vater iſt nämlich mein Stiefvater.“

Nun hätte ich aber faſt laut aufgelacht. Entweder Vater oder Stiefvater, aber beides? Das iſt doch ungemein ulkig.

„Weil ich vor der Ehe geboren bin. — Da war ein Oberkellner in dem Reſtaurant, wo meine Mutter Köchin war. Warum ſoll ich denn das nicht ſagen, ich kann doch nichts dafür.“ —

Jetzt lache ich nicht mehr.

„Und wo nun meine Mutter das andere Kind hat, kann ſie mich nicht ausſtehen. Sie hat das andere Kind, es iſt jetzt zwölf Jahre, ein bildhübſches Mädchen, und es hängt an mir wie eine Klette, ja ſogar ebenſo genannt, wie mich, auch Martha. Mein Stiefvater iſt zu mir immer freundlich geweſen, aber meine Mutter — immer hat ſie es mich fühlen laſſen und mit mir gezankt und mich geſchlagen — ich kann doch nichts dafür! Die alte Frau in Ketzin, von der ich aufgezogen worden bin, die iſt ſo gut zu mir geweſen, wie eine richtige Mutter, und wenn ſie Monate lang das Geld nicht bekommen hat, dann hat ſie

es mich doch nicht merken laſſen; und die Frau, — wenn ich mal fünf Mark zuhauſe nicht abgegeben habe, oder, wenn ich eine Stunde ſpäter gekommen bin, dann hat ſie auf mich eingeſchlagen, wie auf kaltes Eiſen. Und da habe ich endlich zu meinem Stiefvater geſagt — er hat ja auch keinen Einfluß zuhauſe, — es thäte mir leid, er wäre ja immer gut zu mir geweſen, aber mit der Frau könnte ich nicht länger unter einem Dache zuſammen leben; ich ginge fort und würde mir ſchon allein durchhelfen. Da hat er gemeint, er könne das vollkommen verſtehen; denn ein erwachſener Menſch dürfe ſich auf die Dauer ſo etwas nicht gefallen laſſen; da habe ich meine paar Sachen gepackt und mir eine Schlafſtelle gemietet. Am nächſten Tag iſt Mutter ins Geſchäft gekommen und hat ſolchen Lärm gemacht und ſo gemein geſchimpft, daß ſie rausgeworfen worden iſt. Draußen auf der Straße hat ſie mich abgelauert und iſt hinter mir hergelaufen, und hat geſchrieen und mich geſtoßen, daß die ganzen Leute zuſammen gelaufen ſind, viel hätte nicht gefehlt, dann hätten ſie uns beide zur Wache gebracht. Mit einem Mal kommt eine Pferdebahn, ich in meiner Angſt herauf, die Frau will hinterher, da ſagt der Schaffner, daß kein Platz mehr wäre, und alle Leute brüllen, johlen und lachen. Der Wagen fährt fort, und ſie ſteht da, und ſchimpft, was das Zeug hält. Am nächſten Morgen bin ich nun ins Geſchäft gegangen, habe um mein Gehalt gebeten, weil ich ſofort abgehen müßte. Da hat der Abteilungschef geſagt, aber Fräulein Günzel, warum wollen Sie denn fort! wir laſſen Sie ſo ungern gehen, Sie ſind

ja meine beſte Verkäuferin und von nächſten Erſten ſollten Sie wieder zehn Mark Zulage bekommen. Da habe ich ihm die ganze Geſchichte erzählt, da hat er gemeint, ich ſollte nur ruhig bleiben, die Frau ſollte überhaupt nicht mehr hereingelaſſen werden. Ich aber hab mich ſo geängſtigt, daß ſie mich wieder ablauern würde, daß ich mir habe mein Gehalt geben laſſen und gegangen bin. Dann hab ich meine Sachen genommen, und bin nach Ketzin zu meiner Pflegemutter gefahren. Die alte Frau hat vor Freude geweint, als ſie mich wiedergeſehen hat, ich könnte ſolange bei ihr bleiben, wie ich wollte und brauchte nichts zu bezahlen. Aber ich habe täglich in der Zeitung nachgeſehen ob ſich nichts für mich fände, und wie ich geleſen habe, daß Raff, Verkäuferinnen für die Weihnachtszeit ſuchen, bin ich ſofort nach Berlin gefahren und habe dann auch eine Stellung bekommen. Meine Mutter hab ich nicht wiedergeſehen. — Bis letzten Erſten bin ich dageblieben, und jetzt will ich mir wieder was Neues ſuchen, ich werde ſchon was finden, ich habe gute Zeugniſſe. —“

Indeß hat der kleine Konditorjunge draußen die Jalouſien heruntergelaſſen und ſteht nun in der Thür, als wollte er ſagen: Seht ihr denn nicht, daß ich ſchlafen gehen will, wollt ihr noch nicht machen, daß ihr fortkommt, ihr ſitzt ſchon viel zulange da, für eure lumpige Zeche.

Iſt das ein Wetter. Bei jedem Schritt gleitet man über halbvereiſte Steine. Wir müſſen uns ganz feſt anfaſſen, die Köpfe ganz eng zuſammenſtecken, um uns nur gegenſeitig zu verſtändigen; denn der Wind ſchlägt uns

voll ins Geſicht und reißt uns faſt das Wort vom Mund. Ich fühle eine Art Mitleid mit dem kleinen Geſchöpf, das ſo wacker und feſt gegen den Wind ausſchreitet, und mit geröteten Backen lacht, als wäre ihr nie etwas Böſes widerfahren.

„Haben Sie es noch weit nach Hauſe?“

„Dreiviertel Stunde.“

„So weit.“

„Ja gut.“

„Aber da können Sie doch unmöglich jetzt hingehen.“

„Ich muß.“

„Bei dem Wind und dem Wetter?“

„Ja, wo ſoll ich denn ſonſt hin?“

„Kommen Sie zu mir, wir ſind gleich daheim.“

Sie ſchrickt zuſammen.

„Nein, das geht doch nicht.“

Ich zucke die Achſeln. „Was würden Sie dann von mir denken? Glauben Sie, ich bin ſolch' Mädchen, das mit jedem mitläuft?

„Gewiß nicht.“

„Nein, dann können Sie ja gar keine Achtung vor mir haben.“

„Ich achte jeden, der Mut zu ſich ſelbſt hat.“

Sie ſieht mich ganz erſtaunt an.

„Ja, ich weiß, dann reden Sie darüber und rühmen ſich vor Ihren Freunden damit.“

„Das iſt ausgeſchloſſen, ich habe keine Freunde, ich habe keinen Menſchen auf der Welt.“

„Ach Gott! Wirklich?“

„Und ich bin immer furchtbar einſam, Tag und Nacht.“

„Daran dürfen Sie gar nicht denken.“

„Ich laufe wie ein wildes Tier zwiſchen meinen vier Wänden umher.“

„Dann müſſen Sie fortgehen unter Menſchen, unter recht viele Menſchen.“

„Da bin ich auch ganz allein.“

„Man ſoll das Leben nicht ernſt nehmen, ich bin immer luſtig; wenn ich klage, giebt mir kein Menſch einen Dreier dafür.“

— — „Iſt das kalt! kommen Sie!“

Sie ſchmiegt ſich ganz eng an mich und folgt mir in die Nebenſtraße. —

„Aber was wird nun ihr Schatz ſagen?“

„Ich habe keinen Schatz.“

„Na — na —.“

„Wirklich nicht.“

„Auch nie einen gehabt?“

„Ja“, — ſie wird ganz ernſt — „ich hab' ihn ſo ſehr lieb gehabt, aber nun hab' ich lange nichts mehr von ihm gehört, er iſt nicht mehr hier.“

„Wo iſt er denn?“

„In London.“

„Und ſchreibt er denn nicht?“

„Er hat ſeit anderthalb Jahren nichts mehr von ſich hören laſſen, er hat mich wohl ganz vergeſſen.“

„Was treibt er denn in London?“

„Er iſt Uhrmacher, er hat damals bei meinem Stiefvater gewohnt, ein Zimmer hatte er abgemietet; wenn die Frau etwas davon erfahren hätte, daß wir miteinander verkehrt haben, ſie hätte mich ja totgeſchlagen.“

„Da haſt du wohl viel geweint?“

„Ja, ſehr viel, — ach Gott — aber was ſoll man thun.“

Ich ſchließe das Haus.

„Das geht doch nicht, was wird denn nur meine Wirtin denken?“

„Ach da ließe ſich ſchon eine Ausrede finden.“ —

„Und ſchämen Sie ſich nicht vor Ihrer Braut, wenn die das erfährt.“ —

„Ach ich habe ja keine Braut.“

„Na?!“

„Du Rüpel.“

Wir tappen die dunkle Treppe hinauf, ſie hat mich angefaßt, und ich zähle halblaut die Stufen. Oben mache ich Licht, wir legen ab.

„Ein hübſches Zimmer. Das koſtet wohl ſehr viel?“

„Zwanzig Mark.“

„Viel Geld, aber gemütlich und backewarm.“

Jetzt iſt ſie ganz rot und ihre Augen leuchten.

„Wer redet denn da immer?“

„Das iſt mein Wirt.“

„Hier hört man aber auch jeden Laut, mit wem ſpricht er denn?“

„Mit niemand, er ſchimpft nur ſo vor ſich hin, auf ſeine Frau, die mit ihrem Liebhaber tanzen gegangen iſt.“

„Er iſt wohl ein bißchen kopfſchwach?“

„Ja — willſt du noch etwas eſſen?“

„Ja, wenn — wenn du noch was da haſt.“

Ich krame aus dem Schub meine Schätze aus; Butter, Brot, Schinken und Käſe.

„Ach Schinken!“

Ich mache ihr eine Schnitte zurecht.

„Wie gut du Brot ſchneiden kannſt.“

„Das lernt man als Junggeſelle.“

„Der Schinken ſchmeckt vorzüglich, ſeit dreiviertel Jahren habe ich keinen mehr gegeſſen, Schinken iſt jetzt zu teuer; ja, was lachſt du denn?“

„Ich freue mich nur, daß es dir ſchmeckt.“

„Weißt du? — — —“

„Ja.“

„— — — Weshalb ich ſtehen geblieben bin und dich angeſehen habe?“

„Nein.“

„Ich war ja ſo erſchrocken, ich habe im erſten Augenblick gedacht, er iſt es; ach ich hab ſolch Herzklopfen bekommen, du ſiehſt ihm ſo ähnlich, ich hab dich immer angeſehen: genau ſeine Augen, nur er hat einen ſtärkeren Schnurrbart.“

Ich ziehe die Stirn kraus.

„Nein, ich wollte dich nicht beleidigen.“

„Ich habe dir nichts übel genommen.“

„Ein paar Augen haſt du aber gemacht, — ſo —“ ſie reißt ihre Gucker auf und glotzt mich an. „Du Ekel — — — Gott was bin ich für ein dummes Mädchen,

nun bin ich doch mit dir mitgegangen, wäre ich doch einen Zug früher gefahren — hör mal, da iſt draußen jemand an der Thür, — ach ich fürchte mich ſo.“

„Das wird nur mein Wirt ſein.“

„Hundertmal haben ſie mich angeſprochen, wenn ich aus dem Geſchäft gekommen bin, und immer habe ich geſagt, ich gehe nach Hauſe und bin auch meiner Wege gegangen, und ich hätte auch dir dasſelbe geantwortet, aber ich war ſo erſchrocken, du ſiehſt ihm ſo ſehr ähnlich.“

„Wirſt du denn mich auch ſo lieb haben?“

„So lieb nicht; — ich glaube, ſo lieb kann ich gar keinen mehr haben; aber ich will immer freundlich zu dir ſein, wenn du ein guter Menſch biſt.“

„Ich bin ein ganz ſchlechter Menſch.“

„Das laß nur die Andern ſagen; ich werde es ſchon bei Zeiten merken, dann ſollſt du's auch von mir zu hören bekommen; glaubſt du, ich nehme ein Blatt vor den Mund?“

„Nein, aber eine Taſſe, wenn ich Thee koche; ſoll ich? Es iſt im Augenblick warmes Waſſer auf dem Kocher.“

„Du biſt aber wirklich ein Tauſendkünſtler! — Du mußt hier oben eine ſchöne Ausſicht haben. Aber einſam muß es doch ſein, ſo draußen in den letzten Häuſern zu wohnen; bei mir da lärmt es den ganzen Tag und die halbe Nacht, da iſt ein ewiges Rauſchen und Rollen von den Wagen, da kribbelt es durcheinander, wie im Ameiſenhaufen, wenn ich herunterſehe. — Ich kann nämlich gleich den lieben Gott unter die Fußſohlen kitzeln, ſo hoch liegt

meine Schlafſtelle; über meinen Kopf piepen jeden Morgen die Spatzen auf dem Dach.“

„Was haſt du denn in dem Packet?“

„Das iſt ein Kleid, das ich für eine Freundin ändern ſoll, ſie giebt mir ſechs Mark dafür, mit den Händen bin ich ſehr geſchickt, ich mache mir immer meine Kleider allein. Ach nun kocht's ſchon.“

„Trinkſt du denn ſonſt keinen Thee?“

„Nein, aber ſehr viel Kaffee, manchmal mache ich mir weiter nichts wie Kaffee zum Abend und kaufe mir dann Semmeln dazu.“

„Und was machſt du dir zum Mittag?“

„Gemüſe oder Fiſch oder was ich mir ſonſt ſo auf meinem kleinen Kocher kochen kann; zuviel darf es auch nicht koſten. Meine Wirtin geht waſchen, und dann ißt ſie doch immer außerhalb.“

„Wirſt du denn davon ſatt?“

„Na, verhungern thu ich ſchon nicht, oder ſeh ich denn aus wie ein Heimchen? — Was lachſt du denn?“

„Ich freu' mich über dich.“

„Ach, wenn ich es nur dazu habe, ich kann alles kochen, ſogar einen Haſen habe ich ſchon gebraten, der war ganz vorzüglich.“

„Du biſt ja eine vollendete Hausfrau.“

„Ach Gott! Weißt du, aber ich ſtelle es mir doch rieſig gemütlich vor, ſich ein wenig wichtig machen zu können.“

„Wie ſchmeckt dir der Thee?“

„Sehr gut.“

„Wenn du das nächste Mal kommſt, kaufe ich Kuchen.“

„Aber du haſt es hier wirklich nett, was du da für ſchöne Teller hängen haſt!“

Sie zeigt auf zwei ganz ärmliche, geſchmackloſe Teller mit Metallrand, einem Buntdruck in der Mitte.

„Ja, du brauchſt gar nicht den Mund zu ziehen, mir gefallen ſie; nicht, weil es vielleicht keine hübſchern geben könnte, aber ſiehſt du, gerad' ſolche Mühle war bei uns in Ketzin, wenn man nach Beetz rüberging, und ſo ſah das Häuschen von Tante Wertow aus; darum gefallen ſie mir, wenn du ſie auch nicht hübſch findet.“

Jetzt kann ich nicht mehr an mich halten, nehme ihren Kopf zwiſchen beide Hände und küſſe ſie immerfort auf Mund und Augen.

„Sag nur mal, Mädchen, wo haſt du denn das alles her?“

„Was denn?“

„So — ſo — den Mut — das Verſtändnis — ſo das — das — den Flügelſtaub der Seele.“ —

Sie ſieht mich groß und fragend an und zittert.

„Ach, Dummchen, das brauchſt du gar nicht zu wiſſen, du haſt ihn eben — aber, aber biſt du müde?“

„Ja, ich gehe ſonſt ſehr früh zu Bett, ich kann nicht ſolange Licht brennen — das koſtet zuviel.“

Plötzlich klotzt es draußen die Treppe herauf. Dann hört es ſich an, als ob jemand auf die Stufen ſchlägt, dann Brummen und Murmeln, und dann weiter tapp — tapp — tapp — jetzt vor unſerer Thür: Juſtav — hab

ick jeſagt — du kommſt noch mit zu Weiſe — hab ick jeſagt — da trinken wir noch einen — Juſtav — — —

„Was iſt denn das?“

„Ach daran gewöhnt man ſich hier ſchon; das iſt nur der Maurer, der hier über uns wohnt, der kommt immer Sonnabend betrunken nach Hauſe. Nun wird gleich der Lärm oben losgehen, da haut er wieder alle aus den Betten raus.“

Sie ſteht ganz ſtill und lauſcht mit fliegendem Atem.

„Ach Gott, ich war ſo erſchrocken, ich hab' geglaubt, die Glieder bleiben mir ſtehen.“

„Komm, Martha.“ —

Oben beginnt die häusliche Scene. Wie der Mann auch brüllen mag, die Frau hält wacker Part und keift dagegen. —

Das Mädchen ſchmiegt ſich eng und ängſtlich an:

„Ach ich kann ſo etwas nicht hören, das geht mir durch und durch; wie kann nur ein Menſch ſo roh ſein, wie kann man ſich nur ſo betrinken!“

Jetzt beginnt oben ein Kind zu ſchreien, jämmerlich zu ſchreien. „Wirſt du ruhig ſein du verfluchtes Vieh! Ich ſchlag dich tot, wenn du nicht die Schnauze hälſt;“ — „Mann, wenn du das Kind anrührſt, geh' ich morgen aus dem Haus.“ —

Ich höre ganz ruhig zu, denn ich habe dieſen Auseinanderſetzungen ſchon öfter gelauſcht, aber wie ich mich niederbeuge, hat das Mädchen ihren Kopf zwiſchen die Hände genommen und ſchluchzt ſtill in ſich hinein.

„Was weinſt du denn, Martha?“

„Ich kann es nicht mitanhören, wie ſie daoben das

Kind ſchlagen, wie kann man nur einem Kind wehthun? Giebt es denn etwas Lieberes wie ein Kind? Wenn ich du wäre, ſo wäre ich längſt raufgegangen und hätte die Leute zur Rede geſtellt. Ach es iſt ja ſcheußlich, ihr habt auch alle kein Herz im Leib."

Was geht mich denn das Kind an? Man iſt doch kein Gefühlsathlet. Man kann doch nicht mit jedem Mitleid haben. Vielleicht erfriert jetzt draußen einer. Was geht's mich an?

Oben ebbt ſich der Lärm. Das Reden wird leiſer, beſchwichtigender, lange hört man noch die Stimme des Trunkenen, bis es endlich ſcheint, als ob er ſchnarchte; nur das Kind wimmert immer noch vor ſich hin. Nach einer Stunde ſchläft auch Martha neben mir. Sie hat beide Unterarme mir gegen die Bruſt geſtemmt, die Hände gefaltet, den Kopf in die Kiſſen gedrückt und ihr gleichmäßiger, ruhiger Atem ſtreicht mir warm über den Hals. Ich ſtütze den Kopf und ſehe mit offenen Augen in die dämmerige Stille.

Hin und wieder ſchlagen im Hauſe Uhren, kaum daß eine aufgehört, beginnt ſchon eine andere mit ſilbernen Klängen durch das Dunkel zu rufen; mehr und mehr gewinne ich wieder; das Zimmer, das mir noch ſo fremd ſchien, wird wieder mein eigenes, das Bett ſteht wie ein Kaſten mit Mehl da, weiße Wäſche leuchtet vom Stuhl, der Ofen ragt, eine weiße Wand, und ſogar in der Karaffe blitzen helle Wiederſcheine. Durch die geblümten Gardinen rieſeln ganz dünne Lichtſtrahlen. Sonſt iſt mir nie auf-

gefallen, daß die Laternen ihren müden Schein bis hier herauf ſchicken durch dieſen weißen, qualmigen Nebel, der mir jetzt bis in das Zimmer zu dringen ſcheint. Die Strahlen weben ordentliche Muſter in der ſchweren Luft und merkwürdige Laute kniſtern im Zimmer. Durch Fenſter, durch Thür und Wände, durch alle Ritzen ſtehlen ſie ſich, es iſt wie ein Klingen und Stoßen von fernen rangierenden Zügen an ſtillen Sommerabenden, es iſt ein leiſes Hämmern wie von Lava, die unter erhärteter Decke brodelt; all dieſe Geräuſche verbinden ſich mit dem Singen und Klingen in meinem Ohr zu einem feinem Geſpinnſt von Tönen, welche mich langſam wachen Auges in Träume wiegen. Ich neige den Kopf und ſehe auf die Schlafende. Jetzt kann ich ſie faſt genau erkennen: ihr braunes Haar in den lockeren Linien, die hohe weiße Stirn, der Mund, die geſchloſſenen Augen mit dem ſchwarzen Halbrund der Wimpern. Leiſe und ruhig ſaugt ſie die Luft, und ihre Bruſt hebt und ſenkt ſich ſo ſtill, wie bei einem Kind. Und ſieht ſie denn nicht überhaupt wie ein Kind aus? Wie ein kleines Mädchen von zwölf Jahren? Dieſe Weichheit der Züge, dieſes Hilfloſe um den Mund; und ſchaut ſie denn nicht noch mit Augen in die Welt, wie ein Kind? Sogar Mitleid hat ſie mit Leuten, die ſie gar nicht kennt. Und wie hat dabei das Leben ſie angefaßt mit harten Fingern, und es doch nicht vermocht, ihr den Flügelſtaub von der Seele zu wiſchen. Jetzt ſchläft das kleine Tierchen ſo ruhig, als wäre ſie nie geprügelt worden, als hätte ſie nie eine Stelle verloren, als wüßte ſie auch nur im geringſten, ob ſie

nicht vielleicht ſchon in einem Monat auf die Straße laufen muß. Gott, Gott, was iſt das doch für ein Hundeleben! Ich glaube, ich komme dem kleinen Geſchöpf noch wie ein Märchenprinz vor, daß ich mal Schinken eſſe.

Plötzlich — ganz plötzlich — ein Augenblick — öffnet ſich vor mir wie ein Krater ihr Daſein, und ich ſehe hinein in einen tiefen, ſchwarzen Abgrund von menſchlichem Elend. Unten lauert Not, Hunger und Schande. Ich weiß, ſo habe ich einmal vor Jahren in den Alpen in eine Schlucht geſehen, wo gar nichts wuchs, nicht ein Grashalm, und rechts und links die triefenden, ſteilen Wände überhingen, wo unten in ſchwarzer Nacht es brodelte und donnerte, wo ſich das Rauſchen brach und emporſchrie, wie Wehklagen von gepeinigten Seelen. — Mein Blick fällt tiefer und tiefer ins Bodenloſe, und dringt hinein in dieſes Dunkel. Aber ſie ſchläft ganz ruhig weiter. Sie ahnt gar nicht, was ich jetzt denke, nichts davon. Morgen wird ſie fortgehen, und dann wird ſie vielleicht noch einmal wiederkommen, und dann werde ich wieder allein ſein, immer allein. — Merkwürdig, daß ich mich heute nicht ängſtige. Ich brauche gar nicht auf ſie zu ſehen, ich fühle, wie durch das Betttuch die Wärme ihres Körpers zu mir dringt, und tauſend Fäden ſpinnen ſich jetzt von ihr zu mir herüber; im ganzen Zimmer, in der Luft, überall iſt etwas von ihr ausgegoſſen; eine eigne Weichheit in den Dingen, nicht ſo hart und tönend wie ſonſt. Wie ſie ſchläft, als wüßte ſie gar nicht, was ihr noch alles bevorſteht. Ich glaube, jetzt träumt ſie ſogar, denn ſie lächelt, als ob ſie mit

einem Kind ſpricht. An ihrer Stelle hätte ich mir längſt eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen, und da hat ſie mir noch gut zugeredet, ſie, die doch viel ärmer und elender iſt, wie ich. Unſinn, jeder Menſch in dieſer Welt iſt nur ſo unglücklich, wie er ſich fühlt. —

Es iſt etwas ganz Eignes um ſolch weibliches Lebeweſen; ihre Linien und Formen, ihre Sprache, ihre Art zu denken, zu empfinden, all das feſſelt uns; wir ſtehen vor einem lehrreich komplizierten Spielzeug und wollen unn ſehen, wie es innen ausſieht! Da wühlen wir mit abſichtlich plumpen Fingern zwiſchen den Rädern und Stiften. Ja, ja, es iſt etwas Eignes um das Daſein; alles und nichts; für jeden Träger die ganze Welt, und für ſie weniger, als der winzigſte Tropfen. Ein Händedruck von mir, kann jetzt dieſes unerklärliche Zuſammenſpiel von tauſend Kräften aufhören machen. Nicht ſo etwas denken! Nein! Nicht! Wie ſie ſchläft, ganz ruhig — hm — hm — hm — hm — geht ihr Atem. Die kleine Maſchine arbeitet. Ich begreife es nicht, was hat man nur an ſolchem Weſen lieb? Warum ſtreicht es einem ſchon, wie mit weißen Sammethänden übers Herz, wenn man ſieht, wie die Linien an Hals und Kinn fließen, warum ſehnt man ſich ſo müde, ſo zerſchlagen, ſo mutlos — ein Kind, das ſich verirrt — ſehnt ſich danach ſeinen Kopf von weichen Armen umſchloſſen zu fühlen, ganz ſtill zu liegen an einer weißen Bruſt, geſchützt vor all dem Schwarzen, Unheimlichen, Bedrängenden, geſchützt von einem Weſen, daß ſich ſelbſt nicht ſchützen kann? Warum giebt uns das eine augen-

blickliche Ruhe? Ob ſie wohl das Gleiche empfindet? Wie empfindet denn ein anderer Menſch? Und wenn ſie nun fortgeht, und wenn ſie nun keine Stelle bekommt, und vielleicht — und wenn ich dann wieder allein bin — nein, ich will nicht allein ſein. Ich will mich nicht immer ängſtigen. Ich will ſie wecken und ihr ſagen, ſie ſoll doch bei mir bleiben, immer, ſolange ſie will, ſolange ich will. Nein, nicht jetzt wecken, dann würde das Zimmer ſich verändern; ſie muß jetzt ſchlafen, atmen, wie das ſtille Zimmer, aber morgen früh will ich ihr das ſagen, ganz klar und ruhig vorſtellen: Wir haben ja beide nicht mehr viel zu verlieren, verſuchen wirs zuſammen, ſo gut es geht. Oder, oder, ſoll ich mir einen Hund kaufen? — Wieviel ſchlägt's da? Eins, zwei, drei! vier! Schon vier! Die weißen, weichen Linien — wie kann ſie denn mit einem Male vor dem Bett ſtehen und mit mir reden? Ich bleibe bei dir, ſagt ſie, — wenn du verzagt biſt, will ich deinen Kopf in den Schoß nehmen, dir das Haar aus der Stirn ſtreichen und dich küſſen. — — — — — — Ein großer, ſchwarzer Hund mit roten Augen läuft auf einem weiten, weiten Feld und heult. — — — — — Ein Vogel fliegt, ein Vogel, wie ein Auerhahn, fliegt, wie mit gebrochenen Schwingen nach einem feurigen Leuchtturm . . . . in mein Zimmer, Scheiben brechen, ſplittern, klirren, und er ſinkt mit durchſchnittenem Hals auf die Dielen. Ein roter Blutſtrom, der immer breiter wird, rot, alles rot, ſprudelnd, ſchäumend, Blut — Blut — Blut — daß man darin waten könnte — Ah — . . . . .

„Schatz, was haſt du geträumt?“

„Ach, es iſt ſchon ganz hell, ſo habe ich doch geſchlafen?“

„Was du geträumt haſt?“

„Ich — ja — ich habe geträumt, du willſt bei mir bleiben.“

„Nein, ich muß nach Hauſe gehen, meine Wirtin wird ſchon nette Augen machen.“

„Jetzt meine ich nicht, ſondern überhaupt.“

„Wie —“

„Du willſt zu mir ziehen und bei mir wohnen?“

„Aber, das kann ich doch nicht.“

„Du haſt doch nach niemand zu fragen?“

„Nach niemand.“

„Und du darfſt von mir fortgehen, wann du willſt.“

„Ja.“

„Ich bin immer ſo allein — und ich werde ſonſt noch — ach — und, und ich habe dich gern; du biſt ſo ſtill und haſt ein ſo — — wollen wir es zuſammen verſuchen, Martha? Sieh mal, zu verlieren haben wir doch beide nichts; ich habe keine Seele auf der Welt, nicht mal einen Hund, der ſich freut, wenn ich nach Hauſe komme und mir entgegenſpringt, und du biſt doch auch unter ganz fremden Leuten.“

Solange hat ſie gelächelt und mich groß und ungläubig angeſehen. Jetzt wird ſie immer ernſter, plötzlich legt ſie ihre Arme um meinen Hals, ſenkt den Kopf an meine Bruſt.

„Warum weinſt du denn?“

Keine Antwort.

„Haſt du mich denn auch gern?“

Ganz leiſe. „Ja.“

„Und kommſt du?“

„Ja.“

„Haſt du bei deiner Wirtin noch etwas zu bezahlen?“

„Nein.“

Soll ich deine Sachen holen laſſen?“

„Nein, die bring ich ſelber.“

„Wann denn?“

„Noch heute, Walter .... Das iſt gut von dir, daß du mich zu dir nimmſt; ich bin ja auch ſo allein; ich habe mir ſchon geſtern ſolche Vorwürfe gemacht, ich meinte, du würdeſt mich wieder fortwerfen, wie man einen ſchmutzigen Handſchuh fortwirft, und dazu bin ich mir zu gut.“

„Nein, nein, Martha.“

„Nicht? Du biſt nicht ſchlecht zu mir? Und, und, du ſchlägſt mich auch nicht? Ich habe ſolche Angſt davor.“

„Aber, Schatz, ſehe ich denn ſo menſchenfreſſeriſch aus? — Komm mal, nun will ich dir auch dein Reich zeigen, komm hier ans Fenſter, da ſchlüpf in meine Morgenſchuhe. So weit du ſehen kannſt, das gehört uns alles, das iſt uns unterthan, liegt uns beiden zu Füßen.“

„Iſt das nicht ſchön?“

„Ah.“

Unten breitet ſich noch der Nebel wie ein weißes Tuch über die Felder; in ihm ſtehen die Bäume in trüben zerflatternden Bildern. Fern ragen wie matte Schatten

Häuſer und Türme; aber drüben, weit drüben über dem Wald hängt ein blutig-feuriger Kreis, die aufſteigende Sonne. Ihre roten, ſchrägen Strahlen brechen ſich in flimmernden, blaurotgrünen Farbenſpielen in den Millarden Waſſerkügelchen der ſchweren Luft, blitzen vom Reif auf den Feldern. Kein Hauch ſcheint ſich zu regen, kein Laut von der Straße, nur zwei Menſchen gehen da unten auf dem Feldweg. Hoch über uns aber, klar, rein, der kalte, weißblaue Winterhimmel.

„Das iſt mein weites Reich.“

„Ach du Grübelhans.“

„Haſt du denn viel Sachen, Maus?“

„Einen Möbelwagen brauch ich nicht; aber ich habe noch ein gutes Kleid und ein wenig Wäſche, einen Sommermantel, 'nen Hut für Sonntags, ein Tiſchtuch und drei Servietten und Meſſer und Gabeln und Teller und Löffel; und wenn ich Geld gehabt hätte, hätt ich mir noch mehr angeſchafft. Was lachſt du denn?“

„Du biſt ſo vornehm, ſogar ein Tiſchtuch haſt du.“

„Na denkſt du, ich will vom bloßen Tiſch eſſen, wie Veitel Topfflechter. Aber du haſt mir ja noch gar nicht geſagt, was du machſt, wo arbeiteſt du denn?“

„Zu Haus?“

„Für wen denn?“

„Für Zeitungen.“

„Ach, was ſchreibſt du denn da?“

„Was kommt.“

„Schreibſt du denn auch die Romane? Haſt du den

jetzt im ‚Neuen Blatt' geleſen, „Gräfin Anni"? Der war, aber ſchön! Was lachſt du denn? Wenn du ihn nicht geleſen haſt, kannſt du es doch gar nicht wiſſen, er war ſogar ſehr ſchön."

„Nein, Romane ſchreibe ich nicht."

„Was dann?"

„Über Politik und was ſonſt ſo vorfällt."

„Ach, verſtehſt du denn was von Politik, das ſoll doch ſehr ſchwer ſein?"

„Siehſt du, wenn du ein Kleid machen mußt, dann mußt du ſchneidern können, ſonſt ſitzt es nicht, aber in der Zeitung, da wird es nicht ſo genau genommen, der der es lieſt, weiß ebenſo wenig davon, wie ich, der es ſchreibt."

„Das begreife ich aber nicht."

„Ich auch nicht, Dummchen."

„Ach du biſt ein Ekel, du machſt dich nur immer über mich luſtig."

„Aber Maus."

„Wieviel Stunden arbeiteſt du denn da den Tag?"

„Soviel, wie ich Luſt habe."

„Was willſt du denn da am Kocher?"

„Kaffee machen."

„Nein, Walter, wenn ich bei dir bleibe, darfſt du nichts in der Wirtſchaft thun, dazu bin ich da. Du haſt zu arbeiten. Wie ſieht denn das aus, wenn ein Mann Kaffee kocht. Lach' nicht ſo laut, was ſollen die Leute im Haus denken."

„Du biſt ja ein prächtiges Mädchen! Alſo, mein kleines, liebes Frauchen komm her. Hier ſind die Schlüſſel der Burg. So, da unten iſt meine Vorratskammer; Kaffee, Thee, Zucker, Brot und noch etwas Aufſchnitt, und da in der Kommode liegt meine Wäſche; hier im Spind hängt mein ſchwarzer Anzug, ein ſchönes Erbſtück von meinem hochſeligen Herrn Urgroßvater. Und was du hier ſiehſt, hier ringsum, das gehört dir alles, da kannſt du machen was du willſt. Nur da, der Schreibtiſch, wenn du daran gehſt und Ordnung machſt, daß ich nichts mehr finde, dann hat dein letztes Stündlein geſchlagen, dann dreh ich dir ſofort den Kragen um!“

„Aber Walter, das kann doch unmöglich ſo bleiben, findeſt du dich denn noch ſelbſt heraus? Und wie das ausſieht!“

„Ja, ſehr gut. — Staub wiſchen darfſt du, aber nichts wegnehmen und wo anders hinlegen. . . . . Adieu.“

„Wo gehſt du denn hin?“

„'was zum Kaffee holen.“

„Nein!! Das darfſt du nicht!!“

„Warum denn nicht, du Haustyrann?“

„Wie ſieht denn das aus, wenn du einholſt. Laß mich nur gehen.“

„Ja, du weißt aber nicht, wo es iſt.“

„Ich finde ſchon. Für zwanzig Pfennig und Kuchen?“

„Es iſt ja nicht alle Tage Sonntag. Aber du wirſt dich erkälten.“

„Ach, ich erkälte mich ſchon nicht, ich bin gleich wieder oben.“

Sie huſcht aus der Thür, ich gehe im Zimmer auf und nieder. —

Sie iſt ein liebes Mädel, und ich bin ordentlich vergnügt, in einem Jahre habe ich ſonſt nicht ſoviel gelacht, wie heute, — aber verwöhnt iſt ſie wohl nicht. Ende nächſter Woche bekomme ich Geld, viel Geld, an fünfundvierzig Mark, vorher nicht einen Pfennig, und eine Mark achtzig habe ich nur noch. Mir hätte der Kaufmann zwar gepumpt, aber wenn ich ſie immer ſchicken muß? — — Der Wintermantel? Er iſt noch ſo gut, wie neu. Es iſt jetzt recht kalt draußen. Was bleibt mir noch übrig; auf den ſchwarzen Rock giebt mir doch kein Menſch mehr was, meinen Sommermantel muß ich ſo wie ſo noch einlöſen. Ja, ja — die paar Tage wirds ſchon gehen, da friert mich mal, ich brauche ja auch nur wenig fortzugehen, vielleicht ſchlägt das Wetter um; ich glaube gar nicht, daß ich teuer mit ihr lebe; denn von dem, das ich verdiene, da muß oft eine ganze Familie leben, ſie muß ſich einrichten, dann wirds ſchon gehen. Ich werde mich nach neuen Verbindungen umthun. Ich weiß nicht, ſo froh bin ich ſchon lange nicht mehr geweſen, hier ſieht es ordentlich ſonntäglich in der Bude aus, ſo hell und freundlich wars noch nie. Ah, iſt das ein Wetter draußen, wie das jetzt alles blinkt, der Reif auf den Feldern, und wie weit man heute ſehen kann, ſcharf und klar liegt alles da. Hoch oben der Taubenſchwarm — jedes Tier — wie er kreiſt, jetzt ganz ſchwarz, und jetzt von der Sonne beſchienen, weiß wie Silber auf dem lichten, hellblauen Grund.

„Ach da biſt ja wieder, Maus, du mußt aber nicht ſo laufen, du biſt ja ganz außer Atem. Iſt es ſehr kalt draußen?“

„Ach wunderſchön, gar nicht kalt. Weißt du, Schatz, ich habe ein ſo reizendes Kind auf der Treppe getroffen, ein reizendes Puſſelchen, ein kleines Mädchen von vier, fünf Jahren; es hat mir doch gleich die Hand gegeben und hat zu mir „Tag, Tante“ geſagt.“

„Wie ſieht ſie denn aus?“

„Hellblond und blaue Augen, wie ein Paar Vergißmeinnicht, und ebenſo breit wie hoch.“

„Das iſt gewiß die Kleine oben vom Maurer.“

„Die ſie heut' Nacht ſo geſchlagen haben?“

„Ja, ich glaube.“

„Ach Gott, eine liebe Puppe.“

Beim Kaffee will ich meiner Gewohnheit gemäß, ein Buch zur Hand nehmen.

„Ach lies doch nicht, dann ſchmeckt's dir ja nicht, beim Eſſen darf man nicht leſen.“

Ungern lege ich das Buch zur Seite, aber ſie hat recht. Oder, liegt es vielleicht daran, daß ich gewohnt bin, immer meine Mahlzeiten ſtill in mich hineinzuſchlingen, ohne dabei etwas zu denken, wie ein Tier, dem man ſein Futter vorgeworfen hat. — Nachher ſind wir zuſammen ſpazieren gegangen. Nein, es war gar nicht kalt. Untergefaßt, luſtig und verliebt, ſind wir einher ſpaziert, wie zwei junge Eheleute, es kam uns zu komiſch vor, wie alle Vorübergehenden uns muſterten, ja verſchiedene Mädchen

ſahen uns ſogar nach den Händen, ob ſie unter den Handſchuhen vielleicht die Eheringe entdecken könnten. Als ſie in die Pferdebahn ſtieg, küßte ſie mich munter, pflichtſchuldig und öffentlich, wie es ſo neugebackene Eheleute thun, die aus ihrer ſtaatlich begutachteten und erlaubten Liebe kein Hehl mehr zu machen brauchen.

„Wann biſt du bei mir?“

„Spätеſtens um zwei.“

Sie winkt mir noch eine Weile mit der Hand, ich warte, bis der Wagen um die nächſte Ecke verſchwunden, und dann gehe ich pfeifend und ſchnell zum Leihamt. Heute ſtören mich die Menſchen gar nicht: ich freue mich ſogar über die geputzten und gewaſchenen Kinder, die jubelnd auf einer gefrornen Goſſe ſchlittern; welche heben ein Bein von der glatten Fläche, welche hocken ſich hin, und einer verſucht ſogar, ſich umzudrehen. Mädchen, Verkäuferinnen — die Wochentags unſcheinbare Knoſpen ſind, nur Sonntags zu ihrer vollen Blütenpracht erblühen, — ſehen mich verführeriſch, mit blitzenden Augen an, und ich antworte ihren Blicken luſtig in einem Gefühl innerer Sicherheit. Fortwährend bleibe ich ſtehen, und wundere mich über etwas, über die langen, beſonnten Straßenzüge — immer nur auf einer Seite Sonne, und auf der anderen blauer Schatten — über einen Hund, über einen kleinen, ſchwarzen Hund mit verſchnittenen Ohren, der wie ein Kater ausſieht, über ein Kind mit ganz krummen Türkenſäbeln von Beinen, über einen Schaukaſten mit Uniformſtücken, über eine alte Frau mit einem Krückſtock und einem Gebetbuch — über alles

erſtaune ich, als ob ich ſeit geſtern auf der Welt wäre. Jeder Menſch ſieht ſo luſtig aus, als hätte ihn Oberländer gezeichnet; und wenn ich über ihn lache, ſo ſieht er mich erſt ſo recht dumm an, daß ich mir vor Vergnügen die Seiten halten muß. Im Leihhaus hat der Mann noch obenein eine Warze, eine veritable Warze gerade auf der Naſenſpitze. Während er meine Papiere prüft, wackelt ſie hin und her. Zwölf Mark giebt er mir für den Mantel, und ſtolz und wohlgemut verlaſſe ich den gutbekannten, lieben Ort, ohne mich draußen meines abgeſchabten Rockes zu ſchämen. Nein, ich klappe den Kragen hoch, ſtecke die Hände in die Taſche, und, indem ich die Ellbogen nach auswärts biege, bin ich feſt davon überzeugt, daß mir nur das einſeitige Augenglas fehlt, um allenthalben „Herr Graf“ angeredet zu werden. Die dreizehn Mark fünfzig in meiner Barſchaft erhöhen noch meinen ariſtokratiſchen Größenwahn. Unterwegs beginne ich gleich mit reichen Einkäufen und komme mit Packeten beladen, aber bedeutend vermindert im Geldbeſtand daheim an. Mein Zimmer hat ſeine Sonntagslaune noch nicht verloren. — — — Meine Wirtin hat ordentlich eingeheizt, und das Feuer praſſelt gar luſtig in dem Ofen. Als ich ihr ſage, daß ich mir eine Haushälterin angeſchafft habe, nur damit ſie ſich jetzt weniger um das Zimmer zu kümmern brauche, ich würde ihr aber trotzdem die Bedienung bezahlen, blinzelt ſie mich an und ſagt: „Sie alter Sünder.“

„Liebe Frau, wer ſo in dem Glashaus ſitzt, wie Sie, ſollte doch nicht mit Steinen werfen. Wo waren Sie denn

geſtern wieder, hm?“ Da läuft ſie hochrot aus dem Zimmer und ich bin erfreut, ihrer ſo ſchnell ledig zu ſein. . .

Dienſtag.

Während ich das letzte ſchreibe, klopft es. Ich öffne, Martha ſteht vor mir, keuchend, beladen, wie ein Packeſel, und hinter ihr ein kleines Mädchen von fünf Jahren, das ſich an einem Bündel Kleider faſt bucklig ſchleppt.

„Wo ſoll das hinkommen, Tante?“

„Leg es nur auf die Erde.“

„Da jeht's ja taput.“

„Na, hier unten mal herein ins Kleiderſpind“, rufe ich lachend.

Martha packt Teller und Taſſen, ſchiebt die Riegel, hängt alle ihre Fahnen auf, plötzlich ſieht ſie ſich im Zimmer um und beginnt dann wieder im Schrank zu ſuchen.

„Sag mal, Walter, wo haſt du denn deinen Wintermantel?“

„Den . . . den . . . hab ich zum Schneider gebracht.“

„Er war doch noch ſo gut!“

„Ja, aber — aber, es war daran etwas zerriſſen.“

„Da hätte ich dir auch machen können.“

„Mein Wintermantel is och taput.“

„Emmy und ich haben uns ſchon befreundet, wie ſie mich unten auf der Straße geſehen hat, hat ſie gleich geſagt, ſie will auch was tragen.“

„Na, komm doch mal her, Emmy.“

Das kleine Fräulein ſtellt ſich vor mich hin und guckt mich mit ſeinen blauen Augen groß an. Es iſt ungefähr ebenſo breit, wie hoch. Das Körperchen ruht auf kurzen, etwas gebogenen Beinen, der runde Kopf laſtet auf dem gewölbten Bruſtkaſten, und blonde Zotteln hängen ihr in die Stirn, faſt bis auf die kleine Stupsnaſe. Wie bei einem aufgegangenen Pfannkuchen iſt alles bei ihr rund und dick; um die Handgelenke hat ſie Doppelringe, die Handpolſter gleichen Nadelkiſſen und die Finger ſehen aus, jeder wie eine kleine Wurſt. Emmy lutſcht geſchämig am Daumen und ſieht halb ängſtlich, halb neugierig, wie ein Vögelchen, dem man Futter ins Bauer geſtellt hat, zu mir auf.

„Na, geh doch zu dem Onkel, und gieb ihm die Hand.“

„Und wie fein du dich gemacht haſt, ein grünes Kleid und ein rotes Mützchen, ſieh mal an, Emmy.“

„Det is noch janicht fein, mein ſcheenſtes Kleid hat noch Mutter ins Spinde, ins Flasſpinde.“

„Ach.“

„Ja, det is weiß mit rotet Band, ſon feines haſt du doch noch jarnicht jeſehen, Onkel — etſch!“

„Nein — noch nie.“

„Siehſte — und en Bruder hab ick och, Onkel, aber ich mag Brieder nich, Brieder hauen immer.“

Wir lachen. Nun wird die Kleine immer zuthunlicher. Jetzt beginnt ſie das Zimmer zu inſpizieren; über alles muß ſie ſich Gewißheit ſchaffen, über alles fragen, alles bewundern. In jeden Winkel kriecht ſie; endlich iſt ſie bis

zum Fenſter gelangt, da ſteigt ſie auf einen Stuhl, um herausſehen zu können.

„Emmy, fall nicht runter!“

„Nee, nee, Tante — — ach kiek doch mal, Tante, wie nett! Die liebe Sonne, da bammelt ſe.“

Wirklich, weit drüben über den Fabriken hängt, tief in dem blauen Nebel verſunken, die rote Kugel. Der Qualm der Schornſteine dämpft ihr Licht, ſo daß man ihr ruhig ins Geſicht ſehen kann. Langſam ſinkt ſie, und nur einen einzigen, ſchmalen, feurigen Streifen ſchickt ſie als letzten Scheidegruß am klaren Himmel empor.

„Wo jeht ſe nu hin, Onkel?“

„Schlafen.“

„Denn muß ick och ſchlafen jehn, Onkel.“

„Bleib nur noch ein bißchen hier, Emmy.“

„Ach nee, wenn ich nicht ruffkomme, krieg ick meine Keile.“

„Du kannſt mit uns eſſen, Emmy.“

„Ick kenn et, denn giebts mächtige Senge von Muttern, und Vater, der haut mer och.“

„Mutter haut dich ſchon heute nicht.“

„Wat jiebts denn?“ lenkt ſie ein.

„Hafergrützſuppe mit Kartoffeln,“ ruft Martha, die am Kocher ſchafft.

„Ach nee, Tante, bei uns jiebts Hering, ick jeh hin, wos Hering jiebt.“

„Aber einen Pfefferkuchen wirſt du doch von mir nehmen, Emmy?“

„Ja, Onkel, denn komm ick och oft wieder.“

Sie beginnt ganz ſäuberlich, ohne ſich im geringſten zu beſchmutzen, an dem grauen, verbeulten Lebkuchenkreis zu knabbern.

„Adieu, Tante, darf ich och wieder zu dich kommen?“

„Wenn du hübſch artig biſt!“

„Ich bin imma atig.“

„Und nun gieb Onkel die Hand.“

„Derf ick ihm och nen Tuß jeben? — — — Tante, der Mann macht mir taput!“

„Aber nicht doch, Walter, du drückſt ja das kleine Fräulein halb tot.“

„Na, nu muß ick aber jehn, adieu, Tante.“

Jetzt beginnt Martha auf dem Tiſch herumzuwirtſchaften. Eine weiße Tiſchdecke legt ſie auf, Meſſerbänkchen, die nur ſo blitzen, ſtellt ſie hin, Meſſer und Gabeln, Thee- und Eßlöffel, zwei verſchiedene Teller, Servietten — alles, wie es ſich gehört; jedes muß an einer beſtimmten Stelle ſeinen Platz bekommen. Selbſt ein Salzfaß — man könnte doch ebenſo gut die Düte auf den Tiſch legen. Mein Spirituskocher, das alte Dreibein auf der Stärkekiſte im Winkel, hat noch zwei Genoſſen bekommen; während in dem einen Theewaſſer brodelt, dampfen in den anderen Elaborate der edelſten Kochkunſt. Ich ſitze nur ſtill und ſtarr auf dem Sofa und beobachte geſpannt, wie eifrig und lebhaft ſie herumwirtſchaftet — hin- und herfährt, wie eine Maus im Futterſieb, dort ein Feuer löſcht, hier einen Teller noch einmal nachputzt. Alles thut dieſes

Persönchen mit einer würdigen Wichtigkeit, als hinge an dem Gelingen oder Mißlingen das Geschick einer ganzen Welt. Ich unterbreche sie gar nicht, sondern lasse sie schalten und walten, wie sie will und mag. Langsam wird mir ganz gemütlich und heimlich. Die Finsternis nimmt immer mehr überhand; aus den Winkeln des Zimmers kommen schwarze Gestalten, dehnen sich Schatten, und während sonst in solchen Stunden mein Herz ängstlich und schwermütig wurde, ohne daß ich wußte, weshalb, während ich hätte schreien mögen vor Einsamkeit, Furcht und Sehnen, sitze ich heute ganz still, fast behaglich und freue mich, wie dieses kleine Mädchen da mit seinen Tellern klappert. Die Schatten bedrängen mich nicht, ich gebe ihnen weiche, stille Formen, und sie dienen mir als Hilfegeister, wie ich lässig, ohne feste Umrißlinien, an den Zukunftsschlössern baue. Dabei habe ich die Augen halb geschlossen, so daß alles noch dämmriger, unbestimmter erscheint, wie es schon die müde Stunde mit sich bringt. Die Geräusche höre ich nur, als ob sie von ferne zu mir getragen werden, das Brodeln des Wassers, das Knistern der Kleider, all das fügt sich nur wie Begleitung zu den Tönen und Bildern, die in mir schwingen; gerade so, wie auf leis gemustertem Goldgrund alter Bilder Heiligenfiguren schreiten. — — — So wie jetzt auf glattem, breitem Wasserspiegel mein Kahn dem Abendrot entgegentreibt, so möchte ich, daß es immer dahinfließe.

Endlich zündet sie die Lampe an, und ich erstaune über den angenehmen roten Schein, der sich über das Zimmer ergießt.

„Wo haſt du denn den Papierſchirm her, Martha?“

„Den hab ich dir mitgebracht.“

„Aber —“

„Ja, ſieh mal, ſolch ein roter Schirm macht das Zimmer gleich heimlicher, und dann kannſt du beſſer arbeiten, dann kommen dir die Gedanken beſſer zugeflogen.“

„Was ſoll ich denn arbeiten, Maus?“

„Schreib doch einmal ſolch einen Roman, wie er immer in der Zeitung ſteht; ich glaube, das wird gut bezahlt, und ſo ſchwer kann's auch nicht ſein. Da denke dir denn ſo etwas aus, und das bringe dann ſo recht breit in fünfundſechszig Fortſetzungen, was die anderen können, wirſt du doch auch noch können. Lache nicht immer; ich meine das doch nur gut, auch wenn ich es nicht verſtehe.“

„Maus, wir wollen eſſen; was haſt' denn Schönes?“

„Schokoladenſuppe mit Wurſt, Schatz.“

„Das muß aber gut ſchmecken.“

„Ja, und morgen giebts Brathering mit Sahnenſauce.„

„Ach.“

„Sage mal, Schatz?“

„Ja? —“

„Wo haſt du denn deinen Wintermantel?“

„Beim Schnei—der.“

Sie legt den Finger an die Naſe, biegt den Kopf vor und ſieht mich ſo von unten herauf an.

„Wo wohnt denn der Schneider?“

„Sehr weit von hier.“

„Du kannſt es mir doch ſagen!“

„In der Gerichtsstraße.“

„In der Gerichtsstraße?!! Die liegt ja beinahe in Tegel. Warum wirst du denn so rot dabei, Schatz? Wie bist du denn dahingekommen?“

„Garnicht, der Schneider hat den Mantel geholt. — Du siehst heute so niedlich aus.“

„So — gefall ich dir? —“

Sie setzt sich neben mich auf das Sofa.

„Das freut mich, ich will dir auch gefallen, ich würde sogar lachen, wenn du so recht eifersüchtig auf mich wärest.“

„Warum denn?“

„Ja, dann wüßte ich wenigstens bestimmt, daß du mich lieb hast, sei nur offen, du hast mich nicht lieb. — Siehst du; — aber hübsch gemütlich will ich es dir hier machen, du sollst gar nicht fortzugehen brauchen.

„Gehst du denn nicht gerne fort, ins Theater oder sonst wohin?“

„Ach nein, ich bleibe am liebsten bei dir zu Haus und koche und scheure und mache dir hier alles ordentlich, damit du es recht nett hast, und dann, dann will ich auch zusehen, ob ich für ein Geschäft Putz machen kann.“

„Aber warum denn?“

„Ich will auch etwas verdienen.“

„Laß nur, ich werde schon genug zusammenschmieren.“

„Nein, nein, es ist schon besser, wenn ich auch etwas habe; ich kanns ja sparen, für den Notfall, und wenn du denn mal nichts hast, rücke ich mit meinen Groschen raus. Dann brauchen wir keine Sorgen zu haben. Man kann

doch nicht Liebe auf den Teller ſchreiben und davon zu Mittag eſſen. Ich werde auch nie zu dir kommen und ſagen, du giebſt mir zu wenig Wirtſchaftsgeld. Was mir fehlt, das lege ich einfach zu, du ſollſt gar nichts 'von hören. Immer ſoll alles klappen. Na, nu, gieb mir mal einen Kuß. So — wie lieb haſt du mich denn? Wie die ganze Welt und noch ne Stadt? Schatz, jetzt wollen wir aber eſſen, ſonſt wird der Thee kalt."

„Aber Maus, was haſt du denn da gemacht, das iſt ja entzückend, wo haſt du denn die ſchönen Blumen her, die du um die Teller gelegt haſt? — ſogar Veilchen!"

Ihre Augen leuchten vor Freude.

„Gekauft."

„Das iſt aber doch unrecht."

„Hätte ich ſie vielleicht ſtehlen ſollen!! —"

„Nein, du beſchämſt mich aber damit."

„Ach, warum ſollen wir es uns denn nicht ebenſo hübſch machen, wie andere junge Eheleute?! Für uns ſind auch Blumen da. — Und es iſt ja nur das eine Mal."

Ich nehme ſie in die Arme.

„Aber Mädelchen, du biſt ja ein Juwel."

„So etwas, darfſt du nicht ſagen, das will ich gar nicht hören."

„Warum denn nicht?"

„Weil das jeder Handlungskommis ſagen könnte."

Dieſe Feinfühligkeit macht mich verwirrt.

„Was ſoll ich denn ſagen?"

„Garnichts, du ſollſt nur freundlich zu mir ſein."

Als ſie mir den Thee eingießt, blickt ſie eine Weile in meine Taſſe.

„Was denn?“

„Siehſt du denn nichts?“

„Nein.“

„Nein? Gieb mir doch mal ſchnell einen Kuß! Schnell!“

„Gewiß, Schatz; — ſogar zwei — aber weshalb?“

„Siehſt du denn noch nichts?“

„Garnichts.“

„Da ſchwimmt doch ein Kuß auf dem Thee rum.“

„Ich ſehe nur ein Bläschen.“

„Das bedeutet eben einen Kuß.“

„So!“

„Ja, weißt du denn das nicht, ſonſt weißt du doch alles.“

Während des Eſſens darf ich mich kaum rühren. Sie ſtreicht mir das Brot, belegt mir die Schnitte, und es fehlt nur noch, daß ſie mir die Biſſen in den Mund ſteckt. Ich muß mir dieſe Bedienung gefallen laſſen; denn ſowie ich Beſchwerde einlege, fängt ſie faſt an zu weinen: — Ich gönnte ihr auch gar keine Freude, und ſie thäte das ſo gern, ſie müſſe immer jemand bemuttern können.

Ich lenke ein.

„Sage mal, du ſiehſt doch heute ſo ſehr niedlich aus?“

„Fällt dir denn nichts Beſonderes an mir auf? — — — — — — Nein?! Ich habe doch mein gutes Kleid an, das hab ich mir ganz alleine gemacht und der Stoff, ſieh mal.“

„Sehr fein, Mäuschen, du haſt wirklich Geſchmack.“

„Ach dir iſt das ja gleichgiltig, ich höre es ja, wie du es ſagſt, und ich habe mich ſo darauf geſpitzt, ich dachte, dir müßte es gleich auffallen.“

„Iſt mir auch gleich aufgefallen.“

„Und warum haſt du denn nichts geſagt?“

„Ich habe mich ſo gefreut, wie du gekommen biſt, daß ich es darüber ganz vergeſſen habe.“

Dieſe Entſchuldigung beruhigt ihr Gemüt.

Nach dem Abendbrot ſitzen wir beide auf dem Sofa, Arm in Arm, ohne zu ſprechen, ohne uns anzuſehen. Sie ſtreichelt nur unausgeſetzt meine Hände und zieht ſie manchmal ganz flüchtig zu den Lippen empor. Der ſtarke Thee hat mein Blut erhitzt, die Ohren klingen. Martha's Nähe ſtimmt mich eigentümlich weich. Ich will nichts denken, ich will ganz ruhig ſein, und überhaupt mich nicht bewußt empfinden. Und doch — ohne daß ich es will, — ſchwärmen, meine Gedanken aus, wie auf einem weiten, grünen Feld die Plänklerkette einer Schützenlinie. Jetzt wenden ſie ſich irgend einem Ziel zu, beäugeln es von fern, ſuchen ſich ihm zu nähern, befeuern es; dann ſehen ſie wieder etwas anderes, ſchwenken ab, lauern auf unſichtbare Feinde und haben im nächſten Augenblick ſchon das erſte Ziel vergeſſen. Eine Stimmung, die mir lange fremd war, kommt über mich: die Luſt am Formen; blitzſchnell durchfliege ich Menſchenſchickſale, das baut ſich auf und zerflattert. Ich ſehe Berge und Meere, ſtille Dörfer und belebte Straßen. Wie weiße, ſonnenbeglänzte Wolken auf blauem Grund treibt alles vorüber; Vorgänge, welche ich einſt

erlebt, tauchen auf, aber ſie ändern ihre Geſtalt, wie die Wolken im Winde. Sie dehnen ſich, wachſen ins Gigantesque, Komiſche. Liebe Menſchen tragen da Fratzen und Fuchsohren. Plötzlich ergreift mich eine wahnſinige Angſt: Schreiben, ſchreiben, ſich entlaſten von all dem Bedrängenden, feſte Formen geben dem Unbeſtimmten. Die Hände fliegen und Martha preßt ſie ganz erſchrocken.

„Was iſt dir denn?“

„Ich will heute noch etwas thun, Kind.“

„Ach,“ ſagt ſie traurig, „es war ſo hübſch, ſo bei dir zu ſitzen, ich war ſo froh darüber.“

„Ich muß noch etwas fertig ſtellen.“

„Wenn du arbeiten mußt, das geht natürlich vor.“

Sie ſagt das ſo ernſt, daß ich faſt erſchrecke.

„Ja, laß dich durch mich ja nicht ſtören.“

„Ich kann es ja auch vielleicht bis morgen — heute wollen wir —“

„Nein, nein du ſollſt auf mich keine Rückſicht nehmen, Schatz, das darfſt du nicht, ſo — ich ſtelle dir die Lampe auf den Schreibtiſch und dann nehme ich auch noch was vor.“

Ach was ſoll ich denn jetzt ſchreiben? Wozu auch etwas anfangen. Mein Schreibtiſch iſt der Kirchhof meiner Pläne; was da ſchon alles begraben iſt! Ich brauche Geld, Geld, — in unbegrenzten Millionen. Wenn jetzt ſolch ein wohlhabender Idiot käme und mir ſterbend ſein Teſtament in die Hand drückte, welches mich in rechtlichem Vollbeſitz von — Unſinn. Ja, ich b r a u c h e aber Geld, ich

muß neue Verbindungen haben. Ob ich meine Geſinnungen zu Spindler zum Färben ſchicke. Wie wärs mit ſchwarz-weiß? Oder preußiſch blau? Das gäbe vielleicht ein hübſches Violett. Und warum ſoll ich es nicht thun? Was ſchiert mich Arbeiterwohlfahrt, Schulen und Bibliotheken? Sind etwa Militär, Polizei und Schwanzwedeln keine Kulturaufgaben! Sie leben hoch!!! Wie ſagt Börne? Wir haben — und ſie behalten Recht. Und Bebel, — mein Freund Bebel — das hört ſich gut an — ah bah! Immer und ewig neue Senſationen für die Korreſpondenzen erfinden, nein, ich will verſuchen ein anſtändiges, waſchechtes Federvieh zu werden. — So ſitze ich wohl eine Stunde ſpintiſiere, male Kreiſe und Sechszehnecke.

„Walter, ſtöre ich dich?“

„Nein, ich habe heute doch keine Luſt, etwas zu arbeiten.“

„Sage mal, deine Wirtin kümmert ſich wohl gar nicht um deine Wäſche?“

„Ja, ich glaube, — ſie rechnet mir wenigſtens immer für Ausbeſſern an.“

„Na, das ſcheint mir ja auch eine nette Frau zu ſein,“ ruft Martha im Tone gerechter Verachtung. „Sieh nur mal hier, das Hemd ſo zeriſſen! der ganze Sternhimmel; die Hälfte hab ich dir ſchon geſtopft, — — da kann ich dich ja ordentlich durch ſehen.“

Ich ſchau um. Da ſitzt die kleine Perſon mitten in einem Stoß von Hemden und Strümpfen, vor ſich den Kravattenkaſten, die Kragenſchachtel, Manſchetten.

„Aber, Maus.“

„Ja, ich ſehe nur ein wenig deine Sachen nach. Den rot=grünen Schlips kannſt du gut noch tragen, da habe ich eben den Knoten gewendet, er iſt jetzt wie neu; aber du mußt dir unbedingt Kragen kaufen, damit reichſt du nicht.“

„Sieh einer, das kleine Hausmütterchen, du meinſt es ja ordentlich gut mit mir; komm her, gieb mir einen Kuß.“

„Nee, nee kümmere dich man gar nicht um mich,“ ſagt ſie ſchelmiſch und guckt über ihre Arbeit zu mir herüber. „Laß dich nicht ſtören, ich habe auch keine Zeit.“

Aber kaum habe ich die Feder in der Hand — und drei Sechszehnecke gemalt, — ſo beginnt ſie wieder:

„Sage mal, Walter, was ſchreibſt du denn da, kann ich dir nicht helfen? Ich möchte dir ſo gern ein bißchen nützlich ſein. Du müßteſt eigentlich mal etwas fertig bringen, worüber ſich alle Leute wundern: Donnerwetter, das haben wir dem Kerl doch nicht zugetraut. Ich würde dann auch keiner Seele ſagen, daß ich dich kenne, aber ich würde doch ſtolz auf dich ſein. Warum ſchreibſt du nicht mal ſowas, das wird doch gut bezahlt.“

„Ach Gott, Maus, das wollt ich auch mal früher, das habe ich lange aufgegeben. Ich habe eigentlich eine Abneigung gegen das Schreiben überhaupt, es beſchämt uns ſo, am Ende jeder Arbeit ſind wir nur ärmer, hilfloſer und älter, — verſtehſt du mich — viel älter, als wir waren, während wir ſchrieben. Das, was vielleicht noch Jahrzehnte in uns nachgeklungen, haben wir brutal mit Federſtrichen totgeſchlagen. Bei lebendigem Leibe begraben

wir uns, langſam, ſtückweiſe. Sieh mal, Maus, wie ſoll ich dir das erklären? Jeder Menſch hat doch eine ſtille Freiſtatt, die nur ihm gehört, in die niemand gegen ſeinen Willen eindringen kann, ganz tief in ſeinem Ich; und auch nur ſelten läßt er die, welche er liebt, da eintreten; aber die armen Hunde, welche ſchreiben, die müſſen immerfort all und jeden hereinlaſſen, jeden Straßenfeger mit ſchmutzigen Stiefeln. Weißt du, Kind, wenn ich oft leſe, wie Frauen über ihre eignen Ehen urteilen und ſchreiben, wie ſie da alles aufreißen, da möchte ich vor Scham für ſie weinen."

Ich erſtaune ſelbſt, wie ſich meine Worte fügen. Martha ſieht mich an, als wolle ſie ſagen, davon habe ich nie etwas geahnt und verſtehe es auch nicht.

„Ach," unterbricht ſie mich, „ſo etwas darfſt du garnicht denken, du Grübelhans, das macht dich nur häßlich. Weißt du, was ich gern möchte; ja? dich einmal ſo recht froh und luſtig ſehen, nicht immer mit der karrierten Stirn. Ich kann ja dem nicht ſo Form geben, wie du das thuſt — du haſt auch mehr gelernt — aber ich meine, Walter, ich meine, es giebt ſoviel Sonnenſchein und Glück und Liebe in der Welt, da könnte doch auch mal etwas für dich davon abfallen."

„Sehe ich denn gar ſo unglücklich aus?"

„Ja, ich hab dich vorhin beobachtet, eine ganze Weile, du haſt mir leid gethan, was fehlt dir denn?"

„Nichts, ich bin ſogar heute guter Laune."

„Na, da möchte ich dich nicht kennen, wenn du

ſchlechter biſt.“ Weißt du, wie du vorhin ausgeſehen haſt: Genau, wie ein Huhn, das Eier legen will.“

Ich ſchweige.

„Ach entſchuldige, biſt du böſe auf mich? Sieh mal, ich bin ſo dumm. Du mußt mir das nicht übel nehmen, wenn ich was ſage, was nicht recht iſt, du mußt immer denken, die verſteht es ja nicht beſſer, wo ſoll ſie es denn her haben.“ Sie kommt zu mir und ſchmeichelt. „Sei wieder gut, ich will auch nicht mehr ſo ſein, ich will —“

„Ach, Dummchen, ich bin ja garnicht böſe geweſen.“

„Na, Schatz, es ſah aber ſehr danach aus. Paß nur auf,“ ſetzt ſie in zuverſichtlicher Vergnügtheit hinzu, „wir werden uns ſchon mal ordentlich zanken, hauen werden wir uns, daß die Hunde das Blut lecken. Nein, nein ich bin darin ſehr verſtändig, ich gebe immer nach. Lieber beherrſche ich mich einmal, ehe ich den ganzen Tag ein böſes Geſicht ſehen muß. Mit Georg habe ich es auch ſo gemacht.“ Daß ſie immer wieder von ihm anfangen muß! Sie merkt, daß mich die letzten Worte peinlich berührt haben; denn im nächſten Augenblick iſt ſie von ihrer Arbeit aufgeſprungen, iſt wieder bei mir.

„Biſte mit mir verknurrt?“ bettelt ſie.

„Nein, gewiß nicht. Solcher kleinen Ketzinerin kann man ja garnicht böſe ſein.“

Ich ziehe ſie an mich.

„Weißt du, Walter, Ketzin iſt ein großes Dorf, da iſt es nicht ſo, wie in Mirow; wenn du nämlich in Mirow den Hausſchlüſſel vergeſſen haſt, dann greifſt du einfach

von oben durch den Schornſtein, und klinkſt die Thür von Innen auf — — — na, jetzt lachſt du, — das wollte ich nur.“ Nach einer Weile ſenkt ſie den Kopf, wie ein Vögelchen, das ihn unter die Flügel ſtecken will.

„Ich bin ſo ſehr müde, gehſt du auch bald zu Bett?“

„Geh nur; ich bleib noch ein wenig auf, gute Nacht.“

Sie zieht ſich zurück, ich ſetze mich an den Schreibtiſch. Hin und wieder tönt ein herriſcher Befehl, bei meiner Arbeit zu bleiben, oder eine laute, aber nicht begründete Beſchwerde darüber, daß ich unverſchämt ſchielte. Wie ſich eben in meinem Kopf die Gedanken zu ordnen beginnen, kicherte es:

„Mummmumm — kuckuck — wo bin ich?“

Als ich mich umwende, zieht ſich ein brauner Huſchelkopf eilig unter ein weißes Bettuch zurück, wie eine Schildkröte in ihr Gehäuſe. Ich laufe hin und kriege, ſowie er ſich wieder hervorwagt, den Kopf zu packen und küſſte ihn herzhaft.

„Da — da — da — biſt du, du Rüpel.“

„Du haſt mich nie wahr und treu geliebt, gieb mir meine Puppenlappen wieder.“

Dann ſetze ich mich wieder an die Arbeit.

„Geh, du mußt doch auch müde ſein, du biſt doch gerade ſo lange auf, wie ich, morgen früh kannſt du gewiß nicht herausfinden. Das ſpäte Aufbleiben iſt dir garnicht gut.“

„Da ſchafft es am beſten; ein Weilchen noch, Maus.“

„Na, aber nicht lange. Weißt du am Tag, da haſt

du zu thun, und da habe ich auch dies und jenes zu machen; aber des Nachts da will ich dich wenigſtens ganz für mich haben."

Donnerstag

Als ich nach Stunden noch wach liege, während ſie feſt und ruhig ſchläft, und das ganze Zimmer mit ihr zu träumen ſcheint, erhebt ſich plötzlich nebenan ein Streit. Er wird nur leiſe geführt, aber ich höre deutlich, um was ſich er ſich dreht.

„Und — ich ſage dir — det dulde ick nich in meine Wohnung, und ſone Menſchers finden bei mir keine Unterkunft."

„Mann, nun halte man rein die Luft an, wenn die drin zuhauſe ſind, hören ſie jedes Wort. Nicht wahr? Wer nimmt det Zimmer für den Preis? Der kann heute zehne für eins kriegen, aber wir nicht. Verſtehſte? Und was merkſte denn von die Leute? Freu dir man, daß ſe dir nicht kündigen! Verſtehſte? Der braucht es jetzt nur zu hören; denn haben wir morgen den Salat. Alſo, leg dir man ruhig auf die andere Seite und ſchlafe."

Wirklich der Alte wirft ſich krachend im Bett herum, und bald ſchnarcht er wie eine Sägemühle. Ich ſehe noch lange mit offnen Augen in die Dunkelheit. Wie ich aufwache, iſt das Zimmer ſchon in Stand gebracht. Martha ſitzt am Tiſche und lacht mich an. „'n Morgen, du alter Faulpelz. Willſt du nicht heraus?! Der Kaffe wärmt ſich ſchon eine halbe Stunde für dich. Bis in die Leber

friert man heute draußen, — und ein Nordwind, der will einen ordentlich in die Luft wirbeln."

Ich ſtehe auf und blicke aus dem Fenſter. Heute weggehen — ohne Mantel! — Wie der Wind draußen bläſt, er reißt den Rauch von den Schornſteinen, ſchneidet ihn weg, mit ſcharfer Klinge, ſobald er ſich hervorwagt. Die Straße iſt blank und kahl gefegt, gleich einer Tenne, und das ganze Land ſieht aus, als müſſe der ſpröde Boden weithin tönen, ſowie man nur den Fuß darauf ſetzt. Am Himmel drängen ſich in grauer Finſternis tauſend Wolken und wollen durchaus auch noch das letzte weiße Fleckchen erſticken. Ein großer Papierfetzen, ſteigt, ſich überſchlagend, ſchräg in die Luft. Heute weggehen! Nach dem Kaffee ſetze ich mich an den Schreibtiſch, beginne zu arbeiten.

„Schatz —"

„Ja?"

„Gehſt du heute fort?"

„Nein,"

„Was willſt du zum Mittag eſſen?"

„Ach, ja —"

„Na, was denn?"

„Ach beſorg nur, was du denkſt — ſo . . . Geld, Geld, Geld . . Hier."

„Wann bekommſt du denn deinen Mantel wieder, Schatz?"

„Übermorgen, denke ich."

„Aber! Solche Nachläſſigkeit von dem Schneider. Wo wohnt er doch? Gerichtsſtraße? — Nun kannſt du

garnicht fortgehen. Das geht nicht, du mußt ihn früher haben. Du mußt dem Mann eine Postkarte ſchreiben.“

„Ja, bringe nur eine mit.“

„Du haſt ja zwei Poſtkarten vor dir liegen.“

„Ach ſo — na, ich ſchreib ihm nachher.“

„Vergiß es aber nicht, adieu.“

Nach einer Stunde beginne ich mich zu wundern, daß Martha nicht wieder kommt, von ihren paar Einkäufen könnte ſie doch längſt zurück ſein. Ich werde ängſtlich und laufe ans Fenſter. Da klopft es ganz leiſe, nnd dann hämmert jemand mit Fäuſten und Füßen gegen die Thür.

„Na, was giebts denn?“ Ich öffne, da ſteht Emmy, ſtemmt beide Hände in die Seite und guckt mich von oben bis unten an.

„Sage mal, is Tante da?“

„Nein, Emmy.“

„Kommt Tante bald?“

„Ja, Emmy.“

„Derf ich ein bißchen bei dich ſpielen? Oben hab ich Muttern zu viel Radaugemacht, und da hat ſie mich rausgeſchmeißt.“

„Ja — wenn du ganz artig ſein willſt.“

„Ich bin imma atig.“

Und wirklich die Kleine beginnt, ganz annehmbar ſich zu beſchäftigen. Sie findet in einer Ecke drei alte Hüte, betrachtet ſie lange und eingehend und ſetzt ſie dann übereinander auf, ſodaß ſie noch einmal ſo hoch erſcheint. Jetzt ruft ſie Puff Puff ſch — ſch — ſch, pfeift und ſtößt ohne die Fußſpitzen vom Boden zu heben, die Beine

ſchlürfend immer ſchneller und ſchneller vorwärts, bis ſie endlich mit einem kleinen Hupf ſich umdreht. Dieſes Spiel wiederholte ſie wohl vierzigmal. Nun bleibt ſie vor mir ſtehen:

„Bei dich is janich fein, nich ein bißchen.“

„Warum denn, Emmy?“

„Du haſt nur eine Stube, und wir haben zwei, und bei uns hat auch jede ihren Namen. Die eine is die kleine Stube, und die andere, det is die große und die jute Stube, und ne Kiche haben wir och, aber da laft imma unſer Laſburſche drin; heute laft er och, weil er keine Arbeit hat.“

„Sage mal, Emmy was haſt du denn an der Hand?“ Ich ſtreife ihr den Ärmel zurück: braun und blau das Ärmchen. „Da haſt du dich wohl geſtoßen?“

„Nee nee, da hat mich Vater gehaut; Vater will mir imma hauen, ſo wie er mir ſieht, aber Mutter leids nicht.“ Dabei lacht ſie ganz ſeelenvergnügt. „Mutter is viel beſſer wie Vater. Übermorgen da hab ich Geburtstag, weeſte? Da hat ſe ſchon jeſagt, ſie will mir ein weiches Ei kochen und mir die Locken mit Zuckerwaſſer brennen. Ick freu mir ſchon ſo.“

Jetzt klopft es.

„Ach, Martha, ich hatte ſchon — Herr Gott mein Mantel! — aber . . .“

„Ja, den hab ich von deinem Schneider geholt, aus der Gerichtsſtraße,“ ruft ſie lachend. „Biſt du böſe, Schatz? Ja, wenn ich ſchon nichts merken ſoll, dann darfſt du den Pfandſchein nicht auf dem Schreibtiſch liegen laſſen.“

„Aber Martha, das ist ja so lieb von dir, das kann ich ja gar nicht wieder gut machen. Sag mir bloß das Eine, wo hast du denn all das Geld her; du bist doch nicht etwa eine heimliche Millionärstochter?“

Sie winkt mich zu sich heran, bückt sich und zieht das unterste Kommodenschub auf: „Siehst du, da in dem zerschlagenen Tassenkopf habe ich noch fünf blanke Thaler liegen. Das ist mein gespartes Geld. Aber, Schatz, warum hast du mir denn nicht die Wahrheit gesagt? Wie kann man solch alter Schwindelkater sein.“

Ich hab mich geschämt, Maus. Aber paß auf, von jetzt an kommt das nicht mehr vor. Ich kenne mich selbst kaum wieder, so fleißig bin ich heute gewesen.“

Da ertönt aus einer Zimmerecke lautes Weinen. Emmy steht mit ihren drei Hüten auf dem Kopf und bohrt beide Fäuste tief in die Augen.

„Was, ist denn Kind?“

„Ach, Jott, Tante seht mir jar nich.“

„Na komm her, so, guten Tag, Emmy.“

„Tuß jeben, Tante,“ tönt es herrisch zurück.

„Aber jetzt mußt du ganz artig sein; jetzt muß Tante Mittag kochen.“

Emmy zieht sich still in einen Winkel zurück. Irgend wo hat sie ein Hämmerchen entdeckt, und mit ihm beginnt sie nachdrücklich ein Stuhlbein zu bearbeiten. Dazu singt sie eintönig die schwermütige Weise: Nun reiß ick dir de Beine aus, de Beine aus, de Beine. . . . .

So wie es aber zu brodeln beginnt und sie vielleicht

bemerkt, daß Martha etwas von den Speiſen koſtet, iſt ſie ſofort bei der Hand und ſieht ihr freundlich lächelnd, doch ohne etwas zu ſagen oder zu bitten, nach dem Mund. Wenn ſie dann auch ein Häppchen erhalten, zieht ſie ſich wieder zu Spiel und Lied in ihre ſtille Ecke zurück.

Merkwürdig, ich der ſonſt eiſige Ruhe um mich brauchte, nur um meine Gedanken zu ſammeln, fühle mich nicht behindert durch das Lärmen; wenn meine Feder ruht, baue ich an Plänen für Artikel. Ich möchte einmal Reichstagsperſiflagen großen Stils ſchreiben. Novellenvorwürfe beſchäftigen mich, beſonders ein Stoff, ich werde das Geſchichtchen „Tſchandala" nennen, und es ſoll in einer kleinen Stadt ſpielen. Auch ein Drama werde ich ſchreiben — „Der Zimmerherr" —.

„Na Emmy willſt du mit uns eſſen?"

„Derf ich och?"

„Da ſetz dich hin."

Martha ſetzt ſie auf den Stuhl und bindet ihr eine Serviette vor. „So nun warteſt du ganz mäuschenſtill, bis es etwas giebt."

Eine Weile ſitzt die Kleine, ohne ſich zu regen. Kein Auge wendet ſie von den Vorbereitungen; aber es ſcheint ihr doch zu lang zu dauern. „Ach Onkel, ſetz dir auch ein bißchen hierher, das is zu langweilig."

Endlich trägt Martha auf, und wir wir beide freuen uns, wie ſauber und nett die Kleine ißt. Mit wahrer Andacht ſchiebt ſie die Häppchen in den Mund; und läßt das beſte Stück bis zuletzt, jagt es, um den Genuß zu

verlängern, ſechsmal auf dem Teller umher, ißt es ſiebenmal mit den Augen auf, ehe ſie ſich mit den Zähnen heranwagt.

„Sieh doch mal, Martha! Da iſt doch ein weißes Primeltöpfchen; wo haſt du denn das her?“

„Das hab ich vorhin mitgebracht. Mehr Blumen kaufe ich nicht, aber ein Pflänzchen muß ich immer zur Pflege haben.“

„Ich habe auch Blumen gern; nur bei mir gehen ſie ſtets ein.“

„Bei mir blühen ſie das ganze Jahr über.“

Plötzlich wird die Kleine unruhig und rutſcht auf ihrem Stuhl umher.

„Na was denn, Emmy, ſitz doch ſtill!“

„Nee ich will jetzt gehen.“

„Wohin denn?“

„Ick muß raufjehn zu Muttern, die haut mir, wenn ich zu ſpät zum Mittageſſen komme.“

„Ißt du denn nochmal?“

„Ja — denn wenn die Mutter merkt, daß ich hier was jegeſſen habe, jiebts was raus.“

„Na, denn nur ſchnell rauf — und komm bald wieder.“

„Tuß jeben.“

„Wie ſagt man?“

„Danke ſagt man . . . derf ich och wiederkommen?“

„Gewiß.“

Donnerstag.

Martha erzählt mir, daß ſie ſich nach Hausarbeit

umgethan hat, und daß ſie hoffe Beſchäftigung zu erhalten. Sehr gut würde ſie zwar nicht bezahlt werden, aber man könne ſchon genug verdienen wenn man fleißig wäre.

Montag.

Heute Nachmittag haben wir wohl eine halbe Stunde am Fenſter geſtanden und zugeſchaut, wie der Abend kam. Wie ſich hinten ein rotes Band über den Horizont zog, wie die Dunkelheit aus den Fernen immer näher kroch, wie hie und da, hinten und drüben die erſten Lichter aufblitzen. Nachher habe ich Bücher hervorgeholt, alte zerleſene Zweigroſchenheftchen, und habe ihr daraus vorgeleſen. Sie verſteht die ſeltne Kunſt des Zuhörens. Da ihr alles neu iſt, regt es ſie an, ſie lacht laut und wird bitter ernſt. Ich wünſchte, ich könnte auch noch ſo unbefangenen Dingen gegenübertreten. Nur, wenn ich beginne, etwas zu zergliedern; zu ſagen, was ſchön, was häßlich, — meint ſie, man dürfe darüber nicht nachdenken; entweder gefällt es oder nicht, aber warum das richtig und jenes falſch, iſt ganz gleichgültig. Darauf kann ich nichts entgegnen, muß ihr Recht geben. Shakeſpeare und einiges von Göthe beſitze ich zwar auch noch, aber ich mag ſie nicht damit bekannt machen. Was ſoll ihr Hamlet oder Lear? Die Schülerſcene, oder der Helena-Akt? Die Wahrheiten würden ihren ganzen Menſchheitsglauben einreißen, wenn ſie ſie voll und ganz begriffe; und dieſe Schönheit würde ſie nur mit unſtillbaren Sehnen erfüllen. Und was ſoll ich ihr dafür geben? Wozu braucht ſie zu ahnen, daß die Worte des armen Toms

uns nackt zeigen, ſplitterfaſernackt, und daß der bittere Narr — nein, davon braucht ſie nichts zu ahnen.

Ich habe ſogar mit ihr geſprochen, daß ich mich freue, weil ſie irgend etwas arbeiten will. Sie war erſtaunt darüber; denn ich hatte noch vor Kurzem ihrer Abſicht widerſprochen. Aber irgend ein Ziel muß der Menſch doch haben, irgend etwas von der Stelle bringen, ſonſt kann er nicht leben . . . „Ich lebe auch nicht mehr, Maus, ich habe längſt zu leben aufgehört, nur noch nicht Abſchied vom Sein genommen. Aber vielleicht beginne ich noch einmal wieder. Irgend etwas muß dann entſtehen, mir unter den Händen wachſen, ich muß wiſſen, daß ich in einer Woche, in einem Monat reifer oder reicher, klüger oder geſchickter geworden bin. Ich muß wieder Sehnſucht bekommen. Was ſchiert mich dann das große Umſonſt hinter den Dingen. Sehnſucht, Maus, weißt du, vielleicht Sehnſucht zu reiſen, Neues zu ſehen, Altes zu begreifen. Nicht das Fremde liebe ich, ſondern allein die Erinnerung daran. Nur von Ferne liegen die Berge im blauen Dunſt. Italien, Maus, haſt du ſchon etwas von Italien gehört?“

„Ja es ſteht immer davon in der Zeitung. — Mach doch nicht gleich ſolch Geſicht, es iſt doch wahr!!“

„Nein, Kind, das meine ich nicht, ſondern das andere Italien, das in mir liegt. Das Italien, wo wir wieder an Götter glauben lernen, wo Farben leuchten, wo weiße Villen zwiſchen dunklen Cypreſſen und Olivenhainen ſich in ſtillen, ſchwarzen Waſſern ſpiegeln; wo des Abends über weiter Ebene, wenn die Leute vom Feld heimkommen,

die Sonne in einem Meer von blutigem Staub ertrinkt. Von dem Italien ſteht nichts in der Zeitung, nur von dem anderen, in dem ſich verhungernde Bettler um den Nachlaß von Fürſten zanken. Oft habe ich nächtelang mit offnen Augen von Italien geträumt, und heute; heute, Maus — da müßten wir beide hin."

„Aber du ſollſt doch nicht ewig unzufrieden ſein, ich ſähe dich ſo gern vergnügt. — Paß mal auf, hier iſt es auch hübſch, ich mache einen Weihnachtsbaum. Was ſchenkſt du mir denn als Chriſtkind? — — Na, ſei wieder gut, ich will auch nicht mehr ſo dumm ſein. Und, wenn du was geſchrieben haſt, nächſtes Jahr, dann reiſt du mit mir nach Italien."

„Weißt du, Maus, ich bin mit Pech auf die Welt gekommen; aber wenn ich mich in Gold baden würde, an mir bliebe doch nicht ein Krümelchen hängen."

„Wie man nur ſolchen Unſinn reden kann."

Mittwoch.

Ça ira, ça ira! Der Monat läßt ſich nicht ſchlecht an. Ich ſchreibe nicht mehr für die Wurſtkorreſpondenz der Winkelblätter des hinteren Podoliens; ſondern ich verbreitere mich in ein paar hieſigen Blättern inferiorer Qualität und bin Litteraturkorreſpondent von zwei zahlungsfähigen, auswärtigen Zeitungen. Ich laſſe mich da über das Theater aus; die Woche einen Bericht. Ich brauche nie hinzugehen und kann doch leicht aus den Tageskritiken das arithmiſche Mittel ziehen: Ich $= \frac{\text{Hart} + \text{Mauthner} + \text{Schlenther}}{3}$

Politiſch werde ich auch ein Chamäleon werden; ja, ich hoffe ſogar mich noch vollkommener wie dieſes Gottesgeſchöpf zu entwickeln; denn ich könnte nach Bedarf und eigenem Willen die Farbe wechſeln, und das Chamäleon kann ſich ſelbſt weder berechnen noch kommandieren. Auch verfüge ich über eine reichere Fülle von Abtönungen, wie dieſes klammerzehige Reptil.

Freitag.

Martha behauptet lachend, ich wär ein ganz verwöhnter Menſch und hätte Anlagen zum Verſchwender. Ich ſoll mich nur freuen, daß ich kein Majoratsſohn wäre, ſonſt hätte man mich längſt durch Familienrat entmündigt; und das wäre eine Schande für mich geweſen. Daß ich abends ſtets Thee tränke, ſei noch entſchuldbar, denn ſo etwas könne man ſich angewöhnen; aber daß es faſt jeden Mittag Fleiſch geben müſſe, wäre doch durchaus nicht notwendig. Und dann vertiefe ich mich in einen Discours über Volksernährung und ſuche ihr zu beweiſen, daß die Engländer, nur weil ſie ſo viel Fleiſch äßen —, doch dem folgt ſie ganz unaufmerkſam; denn ihre Gedanken ſind bei den Weihnachtsüberraſchungen. Des Abends jagt ſie mich auf die Straße, wie man einen Hund herunterjagt; ſie ſagt, ich ſoll nicht Abend für Abend daheim ſein, ich müßte in des Café gehen, Zeitungen leſen; ſie würde ja mitkommen, wenn ſie nicht ſo müde wäre. Aber, wenn ich ſchon einmal daheim bin, behauptet ſie mit gottesfürchtiger Dreiſtigkeit, ich wäre erkältet, ich wäre ſchwer erkältet, ich wäre ſtockheiſer,

wenn ich ihr nur nicht krank würde, ſie wüßte ja vor Angſt nicht, was ſie machen ſollte. Ich möchte zu Bett gehen. Ich möchte ihr doch den Gefallen thun; ich würde ja ſehen ich wäre dann morgen ganz geſund. Sie müſſe leider noch ein, zwei Stunden für das Geſchäft arbeiten. Da ich ihr nicht das Vergnügen ſtören möchte, ſo füge ich mich, und verbrühe mich ſogar mit der heißen Citronenlimonade, welche ſie mir reicht. Zwar weiß ich genau, daß ſie für das Geſchäft Hauben und Tülleinſätze puſſelt; aber keine Tiſchläufer von der Länge eines ausgewachſenen Krokodils zu ſticken hat. Doch warum ſoll ich ihr die Freude verderben?

Donnerstag.

Ich habe mir feſt vorgenommen, der kleinen Emmy zu beſcheren; denn bei ihr wird es wohl, weil der Maurer keine Arbeit hat, nichts geben.

Ich laſſe Emmy auf meinen Knieen reiten und forſche ſie aus, was ſie wohl haben möchte. Ich bin ſogar fähig, ihr eine Puppe mit Schlafaugen und Kugelgelenken zu kaufen.

„Emmy, was willſt du zu Weihnachten haben, beſinne dich auf recht was Schönes. Na? Was denn?“

„'ne Bierwaſſerleitung,“ platzt es heraus, als ob ſie damit geladen wäre.

„Was!!“

„Ja, da brauch man nur umdrehn, und denn lauft imma Bier raus, det wird nicht alle.“

„Wo haſt du denn ſchon mal ſolche Bierwaſſerleitung geſehen?“

„Janich, Onkel, aber ick jlaube, ſo jut wie's et das mit Waſſer jiebt, da könnte es das och mit Bier jeben.“

„Nein, das giebts nicht, Emmy.“

„Ach, Onkel, kiek doch mal, vielleicht jiebts det doch,“ wirft ſie ungläubig ein.

„Ich werde mal fragen, Emmy.“

„Ach ja .... hat du jeſehen, Onkel, wie der Mann von die Frau Menzer jeſtorben is?“

„Nein.“

„Ja janz tot und ſoville Kränze ſind dajeweſen!.... mehr wie dreie.“

„Na, da iſt wohl Frau Menzer jetzt ſehr traurig?“

„Ach nee!“

„Warum denn nicht?“

„Es war man ſolch ganz kleener Mann .... ſag doch mal Onkel, wie is det, wer tot is, lauft nich mehr, wa?“

„Nein, Emmy.“

„Na wat macht er denn nu?“

„Er iſt im Himmel.“

„Seht man 'n da?“

„Das iſt zu hoch. Er iſt oben auf den Sternen.“

„Aber Jroßpapa, haben ſe jeſagt, is in de Erde jekommen.“

Als ich nichts mehr antworte, greift ſie in die Taſche und klappert mit irgend etwas.

„Was haſt du denn da?“

„Murxen. Willſt du mit mir ſpielen Onkel?“

„Aber wo denn?“

„Hier jiebts doch ne ſehr ſcheene Bahne.“ Sie greift mit beiden Händchen in die Taſche nnd ſchüttelt eine Unmenge kleiner, brauner und violetter Steinkugeln in ihren Schoß. Dann holt ſie eine etwas größere Glaskugel mit roten und blauen Flüſſen hervor. „Des is de Schiebe, verſtehſte de? Die derfſt de mir nich kapern.“ Sie hüpft mir von den Knieen und ſtellt ſechs acht Kugeln in einen Kreis auf.

„So Onkel; es jeht nach die Älte; du fangſt los! Aber, wenns nur klietſcht, jilts nich, ſie müſſen weglaufen. Die du treffſt, derfſt de behalten, aber denn mußt du ſe mir doch alle wiederjeben, und imma mußte zwei Murxen einſetzen.“

Alles im Leben iſt Übung, ſelbſt Murmelſchieben. Aber ſchon nach einer Viertelſtunde kann ich doch meiner kleinen Partnerinn Stange halten. Zwar iſt ſie beweglicher, als ich, bückt ſich ſchneller und leichter und hat ſchärfere Augen, braucht noch kein Glas aufzuſetzen; doch ich erſetze durch Fleiß und Streben die fehlenden Anlagen.

Martha ſchlägt die Hände über den Kopf zuſammen, als ſie heimkommt und uns beide auf der Erde hockend findet; aber ich ſage, ſie möchte nur mitſpielen — (Dann kann ſie mir doch keine Vorwürfe machen) — Und wirklich nach zehn Minuten haben dieſe beiden Racker mir mein ganzes rollendes Vermögen abgenommen, ſo daß mir nur

die beiden Möglichkeiten bleiben, entweder zu pumpen oder Bankerott zu erklären. Ich entscheide mich lachend für das Letzte.

Auch Martha meint, daß sie mit dem Sieg zufrieden sein könne.

Emmy schickte sich zum Gehen an, nachdem sie mühsam unter Spinden und in den Winkeln ihre Murmeln zusammengesucht hat.

„Willst du nicht zu Mittag hier bleiben?"

„Nee, nee ick derf nich, Mutter haut mir."

Bevor sie weggeht stellt sich Emmy vor mich hin, und sieht mich lange und prüfend an.

„Was hast du denn?"

„Weeste Onkel, du bist son schöner Mann, ich würde dir auch heiraten aber ick jlobe, du sterbst mir zu bald."

Noch hört man Emmy mit einem eintönigen Singsang die Stufen heraufhüpfen — (sie thut es stets mit beiden Beinen zugleich) — da liegt mir schon Martha in den Ohren, ich möchte weggehen; ich wäre ein Stubenhocker und Kopfhänger; und was sie mit mir auszustehen hätte, wäre unglaublich; lieber gar keinen Walter, als solch einen Walter." Ich füge mich und fahre in die Stadt, studiere an den Schaufenstern die Preislagen der unnützesten Luxusartikel, lasse mich mit dem Strom durch die großen Warenhäuser treiben, und kaufe Näschereien und Wirtschaftssachen, etwas Wäsche, soweit das Geld reicht. Dann trolle ich mich weiter, und freue mich darüber, daß jeder sein Päckchen zu tragen hat, unsichtbar und sichtbar. Aber plötzlich

nimmt mich wieder Sehnſucht in ihre Arme; ich barge mich nach meinen vier Pfählen, nach der weiten Landſchaft und den Feuerwürmern der Eiſenbahnzüge. Alle Menſchen, welche an mir vorübergehn, ſcheinen mich anzuſehen, manche puffen mich im Gedränge wie abſichtlich in die Seiten, ohne ſich auch nur zu entſchuldigen.

Als ich in die Thür trete, ſchreit Martha auf. Sie ſteht umgeben von einem Wall von Näpfen und Tüten in einer Ecke und rührt in bloßen Armen und mit Hilfe einer gewaltigen Cimbernkeule einer kleinen Oxhoft voll Kuchenteig an.

„Jetzt kommſt du ſchon wieder!! Siehſt du denn nicht, daß ich dich nicht brauchen kann!“

Nun ſage bloß, Martha, wer ſoll denn all den Kuchen eſſen?“

„Ich — ich — ich — wer glaubſt du denn? Denkſt du, ich will nicht Weihnachten feiern. Junge, du müßteſt nur zu mir in die Lehre kommen, ich würde dir ſchon zeigen was 'ne Harke iſt.“

Während dieſer Worte fährt ſie umher, wie ein Fliegenſchnäpper. Fortwährend wirft ſie eine Handvoll von irgend einem unheimlich ausſehenden Pulver in den Brei, oder ſchüttelt einige Liter Citronatkrümel zu der myſteriöſen Miſchung.

Ich bewundere ſchweigend ihre Vielſeitigkeit.

„Steh nicht ſo da mit der Zunge im Mund. Mach was! thu was! — Hier die beiden Formen mußt du mit Butter ausſchmieren, aber gut und ordentlich, daß nachher

der Kuchen herausgeht . . '. Die Männer ſind zu nichts zu brauchen!! Ich kann das gar nicht mit anſehen, wie dumm du dich dabei anſtellſt. — Gieb her."

Jetzt iſt es an mir zu lachen.

„Gott, Schatz, laſſe mich doch ein wenig ſchimpfen, du weißt doch, ich mache mich gern ein bißchen wichtig. Na komm her, du giebſt mir 'nen Kuß, und dann bin ich wieder gut. Oder ſoll ich dich vielleicht mit den Teighänden bei den Ohren kriegen, damit ſie dich nachher auch mit in den Backofen ſtecken können?"

Ich gehe zum Schreibtiſch und blättere in meinen Entwürfen. Wie ſchwach und klein — und da unten und da weit drüben und da hier — bei mir — überall ſo voll, ſo reich, ſo üppig, ſo wechſelnd — das Leben, mit Glanzlichtern und Kernſchatten. — Ah, was iſt man doch für ein Stümper! —

„So Martha," ſage ich laut und energiſch, „von jetzt an werde ich des Abends nicht mehr fortgehen, hörſt du? Und ich bin auch nicht erkältet, und gehe auch nicht zu Bett; hörſt du? Und wenn du mit Teigrühren fertig biſt, ſetzt du dich hier zu mir an den Schreibtiſch und ſtickſt dann ruhig an dem Tiſchläufer; geſehen habe ich ihn ja doch ſchon. Und nun will ich dir auch zeigen, was ich dir alles mitgebracht habe; und was dir nicht hübſch genug iſt, kannſt du dir umtauſchen."

Sie ſieht mich groß an, und beginnt zu lachen.

„So habe ich dich viel lieber, überhaupt gefällſt du mir von Tag zu Tag mehr. Du haſt dich ſehr verändert."

„Ich?“

„Ja weißt du, im Anfang habe ich immer gemeint, du weißt nicht, was du willst; aber ich glaube, du weißt es ſchon, du weißt nur noch nicht, was du kannſt.“

„Ich ſchweige betroffen.“

„Siehſt du, das ſtimmt, wie eine Metze Pflaumen. Was ſiehſt du mich denn ſo an, was denkſt du jetzt?“

„Daß — daß — ich dich ſehr lieb habe.“

Sie neigt den Kopf und wird rot.

„Nein, das ſollſt du nicht ſagen.“

Ich beginne zu zittern, im Halſe würgt es mir wie von Thränen.

„Darf ich das nicht . . . Warum?“

„Weil . . . weil . . . du meiner vielleicht bald überdrüſſig wirſt.“

„Aber —“ es ſchwirren mir Funken vor den Augen.

„Walter, wir müſſen doch einmal auseinandergehen, du ſollſt dich nicht ſo an mich gewöhnen. Ich bin gar nichts für dich, du mußt einmal eine Andere finden, die dir mehr ſein kann. Ach, Gott, ich wollte dir das nicht ſagen, aber geſtern Nacht habe ich ſo geweint; du darfſt nicht . . . . .“

Da fahre ich erregt auf. Die Worte ſtellen ſich mir zur Verfügung. Ich ſpreche eindringlich und beſtimmt, dann wieder heiß und bittend. Alles was lange in mir gebannt lag, all meine Einſamkeit und meine Sehnſucht, das ſteigt in mir auf, ringt nach Geſtalt. — — —

„Nein nein Maus, nicht was wir können, gelernt

haben" — — — Hundertmal wiederhole ich das. — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— „Das Leben iſt alles! Und du biſt mutig und gut, und ich bin feig, klein und ſchlecht, und wenn ich dich ſehe, dann bewundere ich dich, und wenn ich mutig wär — mutig und klug, wie du — dann wäreſt du jetzt meine Frau. Und wenn ich dir heute auch nur den Saum deines Kleides küſſen würde, ich beſchmutze dich damit. Die Stunde, wo du bei mir biſt, giebſt du mir mehr, als ich je verdienen werde. —" Ich ſpreche und ſpreche. Es befriedigt mich einmal zu ſagen, was ich ihr danke, und wie wenig ich all deſſen würdig.

Erſt hat ſie ganz erſchrocken und erſtaunt darein geſchaut. Jetzt ſinkt ſie auf einen Stuhl, ſchlägt die Hände vors Geſicht und beginnt zu weinen. Ich verſuche ſie zu tröſten.

— Nein, und es wäre ſchlecht von mir, ſo etwas zu ſagen. Warum ich mich in ihren Augen herabſetzen wollte, was ich wohl damit bezweckte? Sie wiſſe genau, was ſie von mir und von ſich zu halten hätte, und ich könne das Bild nicht verändern; ja das wäre eben das Unrecht — aber ſie brächte es nicht über das Herz — ſie hätte ſchon lange fort gehen wollen, ſchon lange, ehe ſie ſich von mir einmal ſagen laſſen müſſe, daß ſie nicht gehen ſoll. —

„Aber Maus, ich bitte dich, ich beſchwöre dich, ſei ſtill. Ich will und kann das nicht mit anhören. Wie kannſt du nur ſo etwas reden, du mußt mir Ruhe laſſen, Maus, Zeit, dann wird ja alles anders, alles gut werden. Ach Gott, ich bin ja oft ſo zerſchlagen und mutlos; nur

ein paar Wochen, ein paar Monate gieb mir. Ich weiß, ich bin oft nicht so zu dir, wie ich sein sollte, aber du mußt doch sagen, ich bin schon anders geworden; du mußt mit mir Geduld haben."

Jetzt versteht sie mich vollends nicht. Sie sieht nur, daß ich leide, daß mir Thränen in den Augen stehen, daß es mir um die Lippen zuckt. Und im Augenblick ist sie bei mir, hängt sich an mich, streichelt mir die Backen, lächelt, lacht, lustig, hell, und blitzt mich an mit noch feuchten Augen.

„Was du alles hast! Still jetzt, still! Jetzt wird Kuchen gebacken. Frierst du, du zitterst ja so?" Sie küßt mich. „Du müßtest es auch wie die Frösche machen, dich den Winter über in den Schlamm setzen, da ist es hübsch mollig warm. — Da lachst du schon wieder, siehste! — Ach, Gott, nein, ich sag schon nichts mehr. Aber du mußt auch still davon sein. Soll ich dir zeigen, was ich zu Weihnachten gekauft habe?"

„Na Maus, zeig her."

Eben will sie das Schub aufziehen, da klopft es. Ich öffne. Mein Wirt steht in der Thür. Der alte Mann kaut, wie immer, nuckelt wie ein Kaninchen. Sein runzeliges Gesicht zieht er in tausende von Falten, verlegen reibt er die Hände, blickt mich scheu und ungewiß an, und sieht dann blinzelnd nach Martha herüber. Was will er denn nur?

Ja er möchte mich sprechen, stößt er leise hervor, aber, aber allein. Martha ist kreidebleich geworden.

„Ich muß ſowieſo heruntergehen und Einiges holen.“

„Bitte wollen Sie ſich ſetzen.“

Der Alte folgt Martha mit den Augen bis zur Thür. Man ſieht ihm das geheime Wohlgefallen an, mit dem er ſie betrachtet. Und ich, dem die Lage erſt peinlich, beginne langſam meine Ruhe wieder zu gewinnen.

„Alſo, was verſchafft mir das Vergnügen?“

„Ja ick habe eine große Bitte an Ihnen.“

Erleichtert atme ich auf.

„Sehen Se, was meine Frau is, nu komm ick neulich nach Hauſe, ich hatte mir jerade die Penſion jeholt, Se wiſſen doch, ich war bei de Eiſenbahn, und da de Sache mit den Zug, wo ich da runterjefallen bin in die Bremſe, und nu krieje ick doch neunzig Mark wejen die Kopfſchmerzen; na ick habe Ihnen ja det ſchon allens erzählt . . . Alſo nach Hauſe komme ick und eenen Spickaal hab ick och noch mitbracht und wie ick ins Zimmer trete, da ſtecht mir was in de Oogen. Was is denn det, denke ich? Da ſteht doch eene Fotojraphie, die vorher nich da wa, det ſiehſte doch. Ick jehe hin und — na ick jlobe ja, du fällſt uffn Rücken. Da hat ſich doch meene Frau fotojraphieren laſſen mit ihren Liebhaber. — Er iſt Schlächter — ſonn Bild, ick ſage Ihnen, ordentlich ſcheen ſehen ſe drauf aus . . . . Nu mit eenemmale jeht mir das uff, warum ſe meine Uhr verſetzt hat.“

„Ja, Herr Brumkow, da bleibt doch nichts übrig, Sie müſſen ſich ſcheiden laſſen.“

„Ach nee,“ er lächelt verſchmitzt, „nee, nee, det koſt

zuville. Ick habe ihr erſt jarniſcht jeſagt; aber det hat mir doch mächtig jewurmt, und wie ſe nu immer nach ihrer Fotojraphie jekiekt hat, da hab ick ihr jeſagt, daß det ne Jemeinheit von ſie wäre, und ſie ſolle ſich was ſchämen, det hab ick ihr janz ruhig jeſagt. Und da hat ſie jemeint, ob ick ſchnauze, oder der Hund bellt, det wär ihr egal."

„Ja — und womit kann ich ihnen behilflich ſein?"

Der Alte langt über den Tiſch, legt mir vertraulich die Hand auf die Schulter und ſieht mich lange an.

„Nun?"

„Ick möchte Ihnen nen Vorſchlag machen."

„Nur zu." Ich habe meine Laune wiedergewonnen.

„Ja ick muß Ihnen das leiſe ſagen, denn meine Frau, wenn ſie erfährt, daß ich hier bei Ihnen bin, denn macht ſie mir 'nen Krach, daß des Haus zittert."

„Nun was ſoll es denn, Herr Wirt?"

Er beugt ſich zu mir und flüſtert mir ins Ohr.

„Wiſſen Se, meine Frau, — ſe is ja nett, — aber ſe jefällt mir nich mehr — — — — Können wir nich tauſchen?"

Wie?"

„Sehn Se, ick jebe Ihnen noch nen Kanarienvogel zu, eenen Hohlroller; was ſein Vater is, der hat zwei Preiſe jekriegt. Ick habe ja det Tierchen ſehr lieb; es is jelb wie ne Quitte, mit ne kleene ſchwarze Haube, aber den jebe ick Ihnen noch zu."

„Hören Sie, Herr Brumkow, ich muß mir die Sache überlegen. Ich möchte ja gern den Kanarienvogel haben, Ihre Frau iſt gewiß auch reizend, — aber . . ."

„Sie kann Ihnen ſogar ſehr gut leiden!“

„Aber ich muß doch erſt Martha fragen, ich kann doch nicht ſo über ihren Kopf fortbeſtimmen.“

„Ach,“ — der Alte wird ganz traurig, — „meinen Sie?“

„Ja, aber ich hoffe, ſie wird zuſtimmen. Sehen Sie bei Ihnen hat ſie es ja beſſer wie bei mir. Sie haben Ihr Auskommen, und Ihre Frau kriegt nochmals Penſion. Sie ſind ein ruhiger, geſetzter Mann; auch nicht häßlich.“ — Der Alte ſchmunzelt und grunzt — ich werde ihr das alles vorſtellen und ich bin überzeugt, ſie wird es einſehen. An mir ſoll es nicht liegen, Herr Brumkow. Ich habe mir ja ſchon lange einen Kanarienvogel gewünſcht.“

Im Nebenzimmer erhebt ſich ein Getöſe, als ob Spinden gerückt würden.

„Det is meine Frau, die macht reine; ſie is wirklich jut und häuslich, det muß ick ja och zujeben, aber mir jefällt ſe doch nich mehr. Sonſt jefällt ja meine Frau allen ſehr jut. Ick ſage Ihnen, es kommt kein Kohlenmann ins Haus, der ihr nicht den Liebesantrag macht, und kein Schornſteinfejer, der ihr nicht in die Backen kneift. — — Nun muß ick jehn, und will ihr ſagen, daß ich mit Sie jeſprochen habe.“

„Lieber Herr Brumkow,“ mir thut der arme, alte Kerl leid, „warten Sie damit, bis ich Ihnen Beſcheid gebe. Es iſt ja doch nicht unmöglich, daß meine Frau nicht damit einverſtanden ſein könnte. Jedenfalls werde ich aber alle Ihre Vorzüge in das beſte Licht rücken. Wir wollen doch das Eine ausmachen: Wenn Sie bis morgen Mittag um

ein halb eins keinen Beſcheid haben, iſt es nichts damit, hören Sie, bis halbeins.“

„Jawohl. Ick wollte ja wegjehn; ick hatte nen Jang vor morgen Vormittag, aber denn werde ick doch zu Hauſe bleiben.“

„Ja, bis halbeins, — Guten-Abend.

„Und wiſſen Se, des würde mir ja ſehr freuen; es is ja wahr, man muß ihr och erſt was von ſagen.“

Ich ſchüttle dem Alten die Hand.

„Aber reden Sie noch nicht mit Ihrer Frau. Die ſoll damit überraſcht werden.“

Kaum iſt der Alte fort, ſo erhebt ſich im Nebenzimmer ein Lärm, aber da Martha kommt, achte ich wenig darauf.

„Was wollte er denn, Walter?“

Ich blinzele verſtändnisinnig.

„Ach Gott, er hat uns gekündigt?!“

„Nein.“

„Er hat wohl ſehr geſchimpft “

„Er kann dir ſogar ſehr jut leiden!“

„Was wollte er denn?“

„Ach nichts, nichts. Sage mal Maus, wie wäre das, du müßteſt doch eigentlich heiraten?!“

Sie ſieht mich ganz erſchrocken an, und ihre Augen füllen ſich mit Thränen.

„Ja, Schätzchen, damit du eine Verſorgung haſt. Er iſt ein Mann in den beſten Jahren — und ein bißchen verrückt iſt ja eigentlich jeder. Solide — er ſäuft nur — aber er iſt ein Mann mit feſtem, ſicherem Einkommen....“

Und nun beginne ich mit der Redegewandtheit eines Versicherungsagenten, ihre alle Vorzüge des Alten auseinanderzusetzen. Marthas Züge hellen sich auf.

„Gewiß! Natürlich! Wo ist er?! Sofort!“ Sie schüttelt sich vor Vergnügen.

„Du stellst dir das viel zu einfach vor, Schatz. Der Mann ist ja schon verheiratet.“

„Ach, das macht ja nichts, er kann sich scheiden lassen.“

Das will er eben nicht. Er meint, wir könnten mit den Frauen tauschen und ich bekäme noch einen Kanarienvogel dazu, einen Hohlroller — wo der Vater zwei Preise gekriegt hat.“

„Mach doch keinen Unsinn, Walter! was wollte denn nun der Wirt?“

„Das, was ich dir eben erzählt habe.“

Martha schlägt die Hände über den Kopf zusammen.

„Ja, eben das.“

„Aber dann muß man ihn doch in eine Anstalt bringen.“

„Weshalb denn? Es ist doch ganz verständlich: daß du ihm mehr gefällst, wie seine Alte, kann ich ihm verzeihen, und daß er die Angelegenheit auf gütlichem Wege mit mir ordnen will, finde ich viel begabter, als wenn er sich deswegen mit mir schießen wollte. . . .“

Ich unterbreche erschrocken, denn der Lärm nebenan hat sich indessen dermaßen gesteigert, daß man kaum sein eignes Wort verstehen kann. Während erst das Keifen des Weibes herrschte und dazwischen nur unartikuliertes, dumpfes

Brummen, oder ein kurzes, inhaltſchweres Schimpfwort des Mannes ſich vernehmen ließ, brüllt jetzt der Alte, wie ein brünſtiger Stier. Ein tiefes, gepreßtes, markerſchütterndes Brüllen iſt das, indem man keine Worte mehr zu unterſcheiden vermag, ein Brüllen wie ich es nur erſt einmal gehört hatte, vor Jahren beim Militär, als ein Mann, welcher vom Unteroffizier geſchlagen worden war, Wutkrämpfe bekam.

Martha lauſcht zitternd und atemlos.

Plötzlich kreiſcht drinnen die Frau und ſchreit „Hülfe!“ Ich laufe auf den Treppenflur. Nachbarsleute ſtehen in den Thüren und lauſchen.

„Wir wollen ſehen, ob wir nicht die Thür aufbrechen können. Der Alte ſchlägt die Frau ſonſt tot; ich glaube er iſt verrückt geworden.“

„J, wat jehen mir die Leute an; wenn er ihr totſchlagen will, ſoll ers doch thun!!“

„Ach was, kommen Sie.“

Der Maurer und ich ſtemmen uns gegen die Thür. Sie ſpringt auf. Drinnen ein wüſtes Durcheinander. Nicht ein Stück Möbel ſteht dort, wo es hingehört; die Stühle, die Tiſche, die Kommode, alles liegt umgeworfen: Wäſche, Bilder, Gypsſcherben beſtreuen den Boden, die Lampe blakt mit zerſchlagenem Cylinder. In einer Ecke kauert hinter einem umgefallenen Spind, das verängſtigte Weib, und in der Mitte des Zimmers ſteht der Alte mit glaſigen Augen und brüllt wie ein Tier. Das Blut rinnt ihm von den Fäuſten und dem Geſicht. „Wat machen Sie

denn hier?“ bringt der Maurer auf den Alten ein. Ich reiße ihn zurück.

„Still . . . Aber, lieber Herr Brumkow, Sie ſollten doch Ihrer Frau nichts davon ſagen; wir machen das ſo, wie wir das verabredet haben, es war doch gar nicht nötig, daß Sie Ihre Frau mit ins Geheimnis zogen, ſie ſollte überraſcht werden.“

Der Alte ſcheint mich zu erkennen, wenigſtens iſt er im Augenblick ruhiger, und ſchimpft nur noch leiſe vor ſich hin.

„Nun ſetzen Sie ſich erſt mal. Das wird alles ſo gemacht, wie wir das verabredet haben . . Waſſer! .“

Der Alte beginnt zu weinen:

„— Und ick bin ein ehrlicher Menſch jeweſen und niemand hat mir nichts Schlechtes nachſagen können, und ſon Aas, ſone Betrüjerſche, ſone — fotojraphieren läßt ſe ſich . . . .“ Der Alte brabbelt fortwährend.

„Iſt zur Wache geſchickt und zum Arzt?“

„Det jiebt noch mal was.“

Der Arzt tritt ein, ich winke ihm ſich ruhig zu verhalten.

„Herr Brumkow, was wir vorhin geſprochen haben, iſt erledigt,— hören Sie? —“

„Jawoll — ick höre.“

Er ſieht mir ſtarr nach dem Mund.

„Sie wartet um ſieben auf Sie, am Hackeſchen Markt; wenn Sie nicht gleich hingehen, treffen Sie ſie nicht mehr. Es iſt ſchon zehn Minuten nach halb. Sie müſſen ſich ſogar 'ne Droſchke nehmen; denn länger wie bis ſieben wartet ſie nicht.“

„Ja, aber ick muß mir doch erſt meinen juten Rock anziehen.“

„Aber, Herr Brumkow,“ flüſterte ich ihm zu, „das iſt ja gar nicht nötig! Sie ſind ja immer noch ein hübſcher Mann. Sie werden ihr ſchon gefallen .... So ... ſo, Herr Brumkow, nun ziehen Sie den Mantel an, und wir gehen jetzt.“

Der Alte läßt ſich ganz ruhig von mir herunterführen; er iſt jetzt ſchwach, ſtumpfſinnig und willenlos. Unten hält ſchon die Droſchke, der Alte ſteigt ein, der Arzt und ein Civilbeamter zu ihm, der Kutſcher iſt ſchon eingeweiht, wo es hingehen ſoll.

„So, rufe ich recht laut, „ſchnell nach dem Hackeſchen Markt, Normaluhr, fahren Sie, was Sie fahren können.“

Sonnabend.

Von dieſem Tag an iſt unſere Nachbarſchaft etwas ruhiger geworden, und wir leben ungeſtörter zwiſchen unſeren vier Pfählen; denn auch oben der Maurer benimmt ſich in der letzten Zeit, da er keine Arbeit hat, recht kleinlaut, und die ungeprügelte Emmy weiß nicht genug zu rühmen, wie gut jetzt Vater zu ihr wäre.

Der Wirt — der Alte — iſt aus unſer Welt geſchieden, ohne eine merkliche Lücke zu hinterlaſſen; er iſt faſt ſchon aus unſerem Erinnern geſtrichen und erwartet in einer eignen Welt, welche mit ihren kräftigen Mauern und ihren ſtark vergitterten Fenſtern, wie eine befeſtigte Inſel mitten in der unſeren liegt, welche uns nur Bürger raubt, ohne je daran zu denken, ſie wieder auszuliefern, —

dort in dieſer Welt erwartet er, wie ich höre, einmal recht ſtill und lächelnd, einmal recht lärmend und ungeduldig, bis er das Tentamen für die dritte — und beſte der Welten beſtehen mag.

Seine liebe, junge Frau, treibt es jetzt ſo, wie man es gewöhnlich mit ſchamlos bezeichnet.

Emmy freut ſich auf Weihnachten, wie ſich eben nur ein Kind auf den heiligen Chriſt freuen kann. Langſam, aber zielbewußt beginnt ſie auch, ihren Geiſt philoſophiſch zu ſchulen; wenn ihr auch noch durch nichts zu beweiſen iſt, daß eine Bierwaſſerleitung nur metaphyſiſche Abſtraktion von ihr ſei, ſo beſchäftigt ſie ſich doch dafür, ſchon recht eingehend mit dem Glückſeligkeitsproblem; indem ſie mir lang und breit erzählt, daß Herr Ackermann, der dicke Sattlermeiſter von der Ecke, der glücklichſte Menſch wäre, den es gäbe. Denn Herr Ackermann könne den ganzen Tag, wenn er wolle zwiſchen all den kleinen und großen Wiegepferden mit den weiß-braunen Kalbsfellen, den ſpitzen Ohren und den ſchwarzen Augen ſtehen; und Herr Ackermann thäte dies auch — wie ich geſehen — mit beſonderer Freude. Ein jedes Mal läßt Emmy, am Ende ihrer Erzählung ganz beſcheiden durchblicken, daß ſie eigentlich mit dieſer Weltordnung nicht zufrieden wäre, welche dem pp. Ackermann in Vollbeſitz aller dieſer großen und kleinen, ſchwarzäugigen Rappſchimmel ſetze; während ſie ihr nicht einmal an einem winzigen Schwanzhärchen Anteil geſtatte: Sie hätte doch im Grunde ebenſo gut wie pp. Ackermann ein Recht auf Glück.

Dienſtag.

Den Zeitungsleutchen gefällt meine Schreibweiſe. Sie meinen, ich führte eine gute Feder, ſo ungefähr, wie man von einem Barbiergehülfen behauptet, daß er ein gutes Meſſer führt.

Ich freue mich darüber, wie gut Martha hauszuhalten verſteht. Sie iſt jetzt wenigſtens durch mein Zureden ſo verſtändig, nicht mehr Arbeit vom Geſchäft anzunehmen, wie ſie gerade Luſt und Zeit hat. Sie ſteht ſich nicht einmal ſchlecht dabei, denn nicht All und Jeder hat Geſchmack Geſchick und Fertigkeit, dieſe feinen Nähereien zu Stande zu bringen. Deshalb ſuchen die großen Betriebe mit der Lupe nach ſo vornehmer Menſchenware und behandeln ſie, um ſich ihrer zu verſichern. vorſichtiger, wie man mit rohen Eiern umgeht.

Martha und ich haben beſchloſſen, uns die Geſchenke lieber nicht vorher zu zeigen, ſondern uns zu überraſchen, ſo gut es ginge. Und ich merke auch gar nichts, wenn Martha plötzlich behauptet, ich hätte zu thun, ich ſollte daher nicht von der Arbeit aufſehen, ſie würde einmal herunter gehen, mir die Cigarren holen, ich brauchte nur Preis und Marke anzugeben.

Für Emmy wird eine Puppe angezogen; eine Hofdame könnte nicht vornehmer gehen. Ich habe Näſchereien beſorgt und eine kleine Maſchinerie, ein Käſtchen, das ſchönſte, welches zu bekommen war. Dreht man an einem Griff, ſo fährt mit Muſikbegleitung timtimtimterimtim, ein kleiner Eiſenbahzug aus einem Berg, aus einem Tunnel,

über eine Brücke, in einen Berg, in einen Tunnel; kommt bald wieder aus dem ersten Loch heraus, so daß man meinen könnte, der Zug bestrebe, sich in den Schwanz zu beißen. Ich habe den rätselhaften Mechanismus schon so oft in Bewegung gesetzt, daß sein timtimtimterimtim ganz heiser geworden ist. Ferner ist da noch ein Gänsespiel erstanden worden; mit seiner Hilfe und einem einfachen Würfelbecher vermag man die Glücksgaben, wie Chokoladenplätzchen, Bonbons, Fruchtperlen — zweiundreißig für den Sechser — unter die notleidende Menschheit, auszustreuen. Nein, Emmy dürfte uns keinesfalls fehlen; Martha sagt, Emmy wäre die Mandel auf dem Pfefferkuchen, und ohne sie und ohne Mohnpielen wäre Weihnachten überhaupt nur ein verfrühtes Ostern. Ich habe deshalb schon mit der Mutter gesprochen, und sie hat sich herabgelassen uns Emmy schicken zu wollen: Weil es dem Fräulein Freude macht. Die gute Frau — sie gefällt mir — ich achte sie als energische, radikale Pädagogin; wenn sie Emmy ein mal am Tag geprügelt, so hat sie ihr Erziehungswerk ihr gegenüber vollendet. Hierbei ist sie zwar wenig wählerisch in den Mitteln gewesen — Kohlenschippe oder Rohrstock — was ihr gerade am nächsten war, das war eben so gleich, wie die Stelle, wo sie damit hintraf, aber jedenfalls verfolgt sie mit diesem Verfahren gute, erziehliche Zwecke. Auch sonst ist sie eine liebe Frau, sowie sie den Mund aufthut, hüpft ihr, wie die Kröte im Märchen, eine Lüge heraus; und klatschen thut sie, Sensationen verbreitet sie, Ogottogott! die Toten und die Lebenden hetzt sie aufeinander.

Jeden Tag prophezeit ſie dem Maurer, daß ſie ihm noch einmal meineidig machen würde. Ja, ſie iſt eine liebe Perſon; ich weiß nur nicht, weshalb ſie mich immer an einem Ohrwurm, für mich das niederträchtigſte aller Tierchen, erinnert.

Mittwoch.

Heute Abend iſt Weihnachten. Ich habe mich in die Bibliothek gepflüchtet; denn mit Martha hält es ſchon am frühen Morgen kein Teufel mehr aus. Sie ſpielt daheim Circus unter Waſſer und verſetzt mich durch tollkühnes Scheibenputzen in Todesängſte. Sie meint, es müſſe bei uns zum Feſt ausſehen, wie in einem Spiegelſaal, und wenn wir keinen Tiſch hätten„ ſollten wir getroſt vom Fußboden eſſen können, ſo müſſe es ausſchauen. Auch für ganz beſondere kulinariſche Genüſſe ſcheint ſie Vorbereitungen zu treffen; denn meine Kaſſe hat ſie gewaltig geſchröpft, und wie ich vernahm, — ohne es gerade hören zu wollen, — ſind mit meiner Wirtin Unterhandlungen im Gange, wegen Mitbenntzung der Bratröhre. Ein Weihnachtsbäumchen, ein ganz, ganz kleine, wolle ſie auch noch erſtehen und ausputzen, ſie hätte immer, und wenn es ihr noch ſo ſchlecht gegangen, eines gehabt, und heute wo es ihr ſo gut gehe, wie nie zuvor, da müſſe ſie erſt recht eines haben; es wäre gar kein Grund vorhanden, weshalb ſie keines haben müſſe; nein, ſie würde ſogar einen Baum von mitlerer Größe kaufen, und wenn ſie eine Stunde um den Preis feilſchen ſolle.

Da ich von allen Dingen garnichts verſtehe, ſo erteile ich ihr nur mit wichtiger Miene Procura und gehe ihr mit ernſten, aber etwas ſchleierhaften Ratſchlägen zur Hand. Am Nachmittag beſuche ich noch einige Redaktionen, hebe noch an zwei Stellen Geld ab; dann fühle ich mich als Protz, klopfe als Mann des Wohlſtandes auf meine Taſche und muſtere die Auslagen der Delikateßläden, wo Gänſebrüſte und Appetitkäschen ſich mit roſa Schleifchen zieren, wo Sardinenbüchschen kühne Pyramiden bauen, während Apfelſinen und Knackmandeln, Liqueurflaſchen und kandierte Früchte ſich drängen, als wären ſie bei einer Illumination und ſagten — „ah“. Für Geld kann man den Teufel tanzen ſehen, und warum ſoll man ſich für Geld nicht einmal Ölſardinen kaufen können?

Als ich heimkomme, iſt Martha gerade unſichtbar, aber ihr Geiſt ſchwebt über den blitzblanken Zimmer, wie weiland der Gottes über den Waſſern. Eine brennende Lampe ſteht auf meinem Schreibtiſch, der ganz mit Tannengrün umzogen iſt. Ein Baum prangt auf den Tiſch; er iſt mit Lichtern beſteckt, mit bunten Papierketten behangen, voll goldbronzierter Nüſſe, voller Äpfel; Silber und Goldfäden umſpinnen ihn, und Watte heuchelt Schneelaſt. Ich habe ſicherlich niemals ein größeres Meiſterſtück der Ausſchmückung geſehen. Ich baue auf, was ich zu verſchenken habe: Schürzen und Taſchentücher, Marzipan und Lebkuchen, und ſogar ein ſilbernes Uhrchen, an dem wohl der Garantieſchein das Koſtbarſte iſt. Das kleine Werk iſt gar munter, und tickt für ſeine Größe, ſo unausſtehlich, ſo wacker und leb-

haft, als wolle ſie mit einer halberwachſenen Turmuhr in unerlaubteren Wettbewerb treten. Dann nehme ich mir ein Buch zur Hand und warte. Zuerſt kommt Emmy, ſie iſt ſo fein wie möglich herausgeputzt, die Haare ſind ihr in Locken friſiert, daß man ſie kaum erkennt; das Geſicht iſt mit Scheuermatte abgerieben und glänzt noch von Seife. Man hat ihr wohl eingeſchärft, ſich gut zu benehmen; denn die Kleine iſt ganz verſchüchtert und traut kaum, ſich in dem neuen Kleidchen zu bewegen, als hätte ſie mit ihm auch eine neue Eva angezogen. Die Ellbogen kehrt ſie nach auswärts und ſieht ſcheu auf alle die Herrlichkeiten, ohne etwas zu ſagen. Ich unterlaſſe es, mit mit ihr zu beſchäftigen, denn das würde ſie nur noch mehr verſchüchtern, ich hoffe, ſie wird ſchon von allein auftauen.

Endlich kommt Martha, außer Atem, rot, wie ein gekochter Krebs. — In der einen Hand balanziert ſie zwei braune Kuchenformen, in der anderen Hand mehrere geliehene Teller und Kuchenſchüſſeln von gewaltigem Umfang. Ich nehme ihr ab, und ſie ſchaut mich glückſtrahlend an. Ich freue mich, wie nett ſie alles hergerichtet, und wie ſie es verſtanden hat, aus dieſen öden vier Wänden, ein Heim zu ſchaffen, in dem ſich Menſchenkinder wohlfühlen können. Vorſichtig wird nun der Kuchen aus der Form gebracht, er ſchaut auch zuerſt ganz ſtattlich aus, aber er muß wohl einen Konſtruktionsfehler haben; denn plötzlich fällt er in Stücke, wie das römiſche Reich. Martha treten die Thränen in die Augen, ich lache aus voller Kehle; aber wie ich bemerke, daß dieſes Zwiſchenſpiel dazu angethan iſt, ihr die

Laune zu verſchlagen, nehme ich ſie bei den Ohren und küſſe ſie.

„So, nun ſieh mal, was du bekommſt.“

„Du ſollteſt mir doch überhaupt nichts ſchenken! Nachher, Walter, wir müſſen doch erſt den Baum anſtecken, und ich muß noch was holen; zünde du nur die Lichte an.“

Damit iſt ſie wieder aus der Thür. Ich unterziehe mich der Arbeit. — Es iſt doch ſo eigentümlich ſtill, — wo iſt denn Emmy? Ich blicke im Zimmer umher, und endlich entdecke ich ſie da in einer Ecke. Sie kauert am Boden und ſucht ſeelenvergnügt nach Roſinen und Limonenſtückchen in einem Scherben des römiſchen Reichs. Dazu ſummt ſie, wie gewöhnlich, wenn es ihr gutſchmeckt. Ich erhaſche nur die Worte: — Setz mich auf die Mußbank nieder, in der Laube von Schasmin.

„Wo haſt du denn den Kuchen her, Emmy?“

„Gefunden. Er is von Teller runterjefallt, und da hab ich ihn mir jenimmt.“

„Aber Emmy, das darf man doch nicht.“

„Er hat ſo hübſch ausgeſehen.“

Martha kommt wieder mit einem Tablett voll Schüſſeln. Alles hat ſie mit Grün bekränzt, und wie von gottgnädigen Opfern wirbelt von Kalbsbraten, Kartoffeln und Tunke ſteil der Dampf in die Luft. Schnell deckt ſie alles zu, und holt Schachtel auf Schachtel aus der Kommode.

„Du mußt aus dem Fenſter ſehen, ich will dich doch überraſchen.“

Emmy, welche Martha mehr fürchtet wie mich, hat

bei ihrer Ankunft ſchnell das ganze Kuchenſtück auf ein Mal in den Mund geſchoben und kaut mit beiden Backen, daß es ausſieht, als ob ſie ſtickte.

„Was haſt du denn, Emmy?“

„Onkel hat mir ein — Tück — Kuchen — jeben — —“ Dabei ſieht mich die Kleine bittend an.

„Aber du brauchſt doch nicht ſo zu ſtopfen.“

„Meckt ſo ſcheen.“

Als ich mich umwende, erſtaune ich über all die Herrlichkeiten. Da liegt der Tiſchläufer mit ſchnäbelnden Tauben oder anderem Flügelvieh, vielleicht beißenden Marabus — genau läßt es ſich nicht feſtſtellen — Da ſteht ein Kiſtchen Cigarren, Handſchuhe und Taſchentücher, Strümpfe und Shlipſe gruppieren ſich um Tintenflaſche, Papier und Feder und alles iſt mit Marzipan-Kartoffeln und Pfeffernüſſen beſtreut. Ich bin faſt gerührt, und Martha hüpft mit der Uhr vor Freude bis an die Decke. Emmy ſteht — eine kleine Salzſäule — ſperrt Mund und Augen auf, ſchaut auf die Puppe, das Timtimtimterimtim, das Gänſeſpiel und das Schürzchen. Sie weiß im erſten Augenblick gar nicht, was ſie mit all dem anfangen ſoll.

„Hörſt du, Emmy, das iſt alles für dich.“

„Was is des, Onkel?“

Ich nehme die Maſchinerie vom Tiſch und führe ſie ihr vor. Sie folgt geſpannt und ſchüttelt erſtaunt die Locken.

„Na, nun ſpiele mal.“

Sie nimmt den Kaſten wortlos unter den Arm und

verfügt ſich mit ihm in ihre Spielecke. Dort dreht ſie einmal am Griff, kehrt dann das Ganze um und um, klopft hier und pocht da, legt ſich lang vor dem Kaſten auf die Erde, und es ſieht aus, als ob ſie in die Tunnels kriechen wollte.

Martha und ich achten wenig auf ſie; wir kümmern uns gar nicht darum, daß auf jedes Tim ſolch ein leiſer, knirſchender Laut folgt, und wir ſehen erſt auf, als die Kleine, wie mit Blut übergoſſen, vor uns ſteht. An dem verbogenen Griffe ſchleift ſie den wunderbaren Apparat nach, und in der anderen kleinen Patſche, hält Emmy ganz verzweifelt acht hölzerne, zerbrochene Eiſenbahnwägelchen, welche ſie nach und nach vom Band gezupft hat.

Martha fährt auf und giebt ihr zornig einen Klaps auf die Finger, ſo daß Emmy mit den Thränen kämpft. Aber ich nehme ſie auf den Schoß und ſage ihr, das ſchadetete nichts, dazu wäre es auch geſchenkt worden. Emmy blickt mich dankbar an und meint bedächtig:

„Das is imma Tantens Fehler, ſe kann keinen Spaß verſtehn.“

„Aber Emmy, warum haſt du denn das entzwei gemacht?“

„Habs janich taput demacht, wollte nur ſehen, wie's drinn ausſieht.“

„Weißt du Martha, das wollte ich auch ſchon lange, wie denkſt du darüber, wollen wir es einmal aufmachen. Ich meine, das Band läuft einfach über zwei Walzen.“

„Das thun wir nicht, und es geht auch,“ ruft Martha

erboſt und ſtellt den Tunnel aufs Spind. „Eſſen wollen wir.“

Emmy wird von Martha in eine gewaltige Serviette gewickelt, ſie wird mit Meſſer und Gabel bewaffnet, und guckt wie ein ſtolzes, erſtauntes Haulemännchen mit großen, glänzenden Augen über die Tiſchkante; Martha hat wirklich alle Minen ſpringen laſſen und verſieht das Amt der Wirtin mit Würde und ſtiller Freudigkeit, ſchaut auf die Teller ob auch jeder genug hat, nötigt mich und Emmy liebenswürdig, doch zuzugreifen, es ſich ſchmecken zu laſſen, ſie gäbe es gern. Emmy hat ihren muſikaliſchen Tag und ſingt während des Eſſens ſtill vor ſich hin, — ſetzt den Kalbsbraten in Noten. Sie kaut mit einer wahren Andacht. Martha behaupt nicht wohl zu ſein: Die kleinen Happen ſchmecken ihr nicht, nur die großen; aber das hätte nichts auf ſich, dieſe Krankheit hätte ſie ſchon öfter gehabt. Ich rede nur wenig und folge den beiden mit den Blicken. Den ganzen Abend werde ich des Gefühls nicht frei, als ob mich mitleidige, ſammetweiche Hände ſtreicheln.

Endlich hat Martha abgeräumt; in den Nachtiſch Obſt und Kuchen ſind auch ſchon erhebliche Breſchen geſchlagen; ich blaſe den Cigarrenrauch in die Luft und folge den blauen Wolken. Ich rauche gern, meine Denkthätigkeit wird da beſchleunigt, mein Gefühlsleben angeregt. Ich träume dann in weichen unbeſtimmten Linien, es zerfließt und zerflattert, aber es läßt doch keine Leere.

Emmy ſteht unter dem Baum und ſieht ſehnſüchtig, ohne zu ſprechen nach der Puppe.

„Na Martha, kann ſie mit der Puppe ſpielen?“

„— Wie — du willſt, —“ erwidert dieſe gedehnt.

„Da Emmy, nun ſei aber vorſichtig.“

So etwas von Freude habe ich noch nicht geſehen. Sie iſt ganz ſelig, ſie hüpft mit ihr umher, ſpricht mit ihr, hebt ſie hoch, küßt ſie, ſtopft ihr Kuchenkrümel in den Mund, zieht ſie an und aus, legt ſie ſchlafen, prügelt ſie, läßt ſie marſchieren und läuft jede Minute mit ihr in eine ſtille Ecke. — Dabei zeigt ſie eine ſo feine Beobachtung der Einzelheiten, daß wir laut lachen. Endlich beginnt ſie mit der Puppe zu tanzen, immer rundherum, wie ein Kreiſel, ſtolpert aber dabei über ein Stuhlbein und liegt der Länge nach da. Der Puppenkopf zerſchellt am Tiſchfuß.

Ganz luſtig ruft Emmy: „Alle Neune!“ Doch, als ſie bemerkt, was ſie angerichtet, beginnt ſie laut zu ſchreien und zu weinen, mehr aus Furcht vor Strafe, als im Gefühl einer Schuld.

„Habe wirklich nichts dafür jekinnt, ganz wirklich nich.“

Martha iſt rot geworden, aber ſie beherrſcht ſich.

„Na, jetzt hat die liebe Seele Ruh'.“

„Das macht nichts, komm her, Emmy, ich kaufe dir eine neue. So ſetze dich hier hin, jetzt ſpielen wir Gänſeſpiel um Plätzchen. Emmy trocknet ihre Thränen und krabbelt mir auf den Schoß. Da flüſtert ſie mir ins Ohr, damit es Martha nicht hören ſoll:

„Weeſte Onkel ick habe dir ſo lieb, ick kann dirs jarnich ſagen.“

Das Spiel beginnt. 3, 8, 19 gewinnen je ein Plätzchen. 6, 7, 12 je zwei Bonbons. Wer auf 5 kommt, fängt wieder von vorne an. Emmy wirft 5 Augen und da wir uns vorgenommen haben, nach Recht und Gerechtigkeit zu verfahren, zieht sie eine gewaltige Schippe, und stiebitzt, um sich zu trösten, eine grüne Fruchtperle. Diese Eigenmächtigkeit bringt Martha in Harnisch; aber ein Blick von mir läßt ihren Zorn verstummen. Wer auf 21 kommt, muß warten, bis alle Mitspieler an ihm vorüber sind. Schon sitze ich auf dem Trocknen und harre. 30 ist das himmlische Ziel. Aber nur wenige Glückliche mögen es lebend erreichen; denn 29 ist die tote Gans. O, die fatale 29, das Unglücksvieh! Wer auf 29 kommt, scheidet aus, — besagt die gedruckte Spielregel. 21 und 3 macht 24. 24 darf noch einen Wurf thun. Ich schüttle den kleinen Holzbecher lang und bete dabei zur Gottheit, daß sie mir 6 Augen schenke. Beinahe! Zu 5/6tel ist ja meine Bitte erhört, — 24 und 5 macht 29. Tote Gans. Gute Nacht.

„Ich spiele nicht mehr mit euch, Gaunern," rufe ich pikiert.

Emmy, anstatt mit dem toten Feinde auch nur Mitleid zu heucheln, strahlt eines so gefährlichen Gegners ledig zu sein, und sieht begehrlich nach dem süßen Berg, doch Martha ist nicht zu unterschätzen. Sie steht auf 27, jetzt eine 3 und sie ist die Glücklichste im Wettstreit. Emmy zittert. Martha wirft eine 4 und frohlockt, daß sie gewonnen habe. „Oho, von 31 steht nichts darin, auf 30 mußt du kommen." Nein 31 wäre noch besser, als 30,

und ſie müſſe das alles und noch ein Plätzchen dazu kriegen. Ich beweiſe ihr aber ſchwarz auf weiß, daß 31 ſonſt recht gut, hier aber völlig irrelevant ſei. Emmy kämpft mit dem Weinen.

„Na Emmy, nun du!“ 26 und 4 30! 30! 30!! Emmy, hurrah, Emmy hat gewonnen.“ Emmy ſtreicht den Gewinn ein, und breitet ihre Arme darüber, wie eine Gluckhenne die Flügel über ihre Küken.

„Na Emmy gieb mir doch auch was ab.“

„Des is ja nich zum eſſen, Onkel.“

„Nein?“

„Des derf ich nur alleine eſſen, du haſt ja noch da eene janze Tüte ſtehen.“

Da ich hierauf nichts mehr entgegne, nimmt ſie plötzlich einen Bonbon, und ſteckt ihn mir in den Mund.

„Nich böſe, Onkel, ick habe des ja nich ſo jemeint.“

„Gieb, Tante auch was ab!“

„Da — aber jewinnt hat ſe doch nich, wa Onkel? —

Jetzt ſoll Emmy gehen, aber ſie mag noch nicht, ſie möchte überhaupt bei uns bleiben, oder wenigſtens dieſe Nacht über: hier wäre es hübſcher, wie bei ihnen, ſie wären man arm, Mutter läge immer Nachts in de Kohlenkiſte, und bedeckt ſich mit de Müllſchippe zu, und Vater mit dem Lokalanzeiger. Sie bliebe lieber hier, wo der ſchöne Baum wäre.

Aber endlich nimmt ſie doch ihre Schätze, — wir ſtecken ihr noch die Taſchen voll — und geht. Wir bedauern, ſie nicht behalten zu haben, denn bald hören wir oben Emmy lauthals brüllen und zettern, um ihr Eigen-

tum, das ihr die lieben, hungerigen Geſchwiſter abnehmen. — — — — — — — — — — — — — —

Martha und ich ſitzen ſtumm nebeneinander, all dieſe Liebe und Aufmerkſamkeit von ihr, hat mich werkwürdig weich geſtimmt, und doch iſt ſie mir peinlich; denn ich weiß nicht, womit ich ſie erwidern kann, wie ich mich ihrer wert zeigen ſoll. Ich bin überhaupt in letzter Zeit beklommen in ihrer Gegenwart, als ob ich ein Lügner wäre. Das Mädchen hat ſo all das, was mir fehlt. Mich dünkt, ſie paßt ſo gar nicht zu mir: bei mir alles unterirdiſch, ſchwerfließend, gehemmt, unbewußt; bei ihr, Mut zum Leben, ſchnelle Entſchlüſſe, feſtes Zugreifen. Bei ihr — ich fürchte das eben; — nein, nein, das ſoll aber nicht ſein! — Eine geſunde, kräftige Zuneigung, und ich — ja, habe ich denn das Mädchen überhaupt lieb? Ich fühle ſie gern bei mir, ich folge ihr mit dem Blicken. Wenn ich auf der Straße bin, zieht es mich nach Haus, wieder ihre Nähe ahnen, ihr Geſicht ſehen. Aber wenn es ein Hund wäre, möchte ich ihm nicht ebenſo gern mit der Hand übers Haar ſtreichen, und die feinen Ausſtrahlungen des Lebens in mich aufnehmen? Ich habe ihr eigentlich noch nie etwas erzählt, von mir, von dem, was ich erfahren, von dem, was ich durchgemacht, wie mich das Leben langſam mit tauſend Hammerſchlägen mürbe geklopft. Ich habe es wohl manchmal durch blicken laſſen; aber ich habe nie den Mut beſeſſen, einmal klar davon zu reden; auch neulich nicht; alles nur ein Herum. Ich glaube, ſie würde es auch gar nicht verſtehen: denn ſie kann weinen und lachen und arbeiten, und ich kenne keinen Schmerz mehr, der mich zu

Thränen zwingt, kein Leid, das mir nicht Nebengedanken ließe, das ich nicht abſchüttelte, wie ein mürriſcher Pudel die Schläge. Es giebt nichts, das mir ein munteres Lachen entlockte, und keine Arbeit, die mich ſo erfüllte, daß ich mit Leib und Seele dabei wäre. Da ſoll ich nun das Mädchen noch länger an mich ketten! Ein leckes Schiff verlaſſen ſelbſt die Ratten, — und da wärs doch noch gar nicht ſchade drum, wenn ſie mit erſaufen. Es iſt eine unglaubliche Eigenliebe von mir! Wenn wir auch bisher nicht verhungert ſind, — wer ſagt uns denn, wie es ſpäter wird. Und ſie vertraut auf mich, wie auf den Heiland; und ich möchte ihr immer ſagen: So und ſo, ſiehſt du, das iſt dein Heiland. Aber ich kann ihr nichts ſagen, ich kann ihr nicht ſagen, „geh", und ich kann ihr nicht ſagen „bleibe". Jede Stunde, die ſie bei mir iſt, ſchenkt ſie mir, und ich ſtecke ſie haſtig ein, ohne Dank, wie ein Gauner eine gefundene Börſe. Und habe ich ſie denn lieb? Ja, ſie gefällt mir, ſie iſt hübſch und weich, ſie iſt munter, aber voller Trotz wie das Leben ſelbſt, — und manchmal, da ſteht ſie in mir, wie eine kleine Erzſtatue, vor der ich bete; und dann werde ich wieder mutlos, nur wenn ich den Hall ihrer Tritte höre, oder bei der Arbeit, das Schleifen des Fadens im rauſchenden Tüll, und es ſcheint mir, als hinge ſie an mir, wie Blei, als träte ſie mir in den Weg, wo ich auch nur hinauswollte; überall ſteht ſie vor mir, und ich kann mich ihrer nicht erwehren. Alles iſt Zufall im Leben, hätte ich ſie damals auf dem Bahnhof nicht geſehen, wäre vielleicht alles beſſer geworden, hätte ich heute wohl ſchon die Prüfung beſtanden . . . . .

Ich habe neulich einen eigenartigen Traum gehabt. Ich weiß nicht mehr genau, wie er begann, ich erinnere mich bloß, daß ein Zug auf mich losbrauſte, daß ich nackt und gebunden zwiſchen den Schienen lag. Ich verſpürte keine Angſt, ich dachte nur, ob die Eiſenbahnſchienen wohl plötzlich rotglühend werden könnten, ganz plötzlich — als Wunder. Ich war feſt davon überzeugt, es müſſe geſchehen, und dann erkannte ich durch die blinden Scheiben das verzerrte Geſicht des Lokomotivführers, wie es entſetzt auf mich herabſah. Nein es war gar nicht der Mann, ſondern es war Martha, welche da oben ſtand, im Augenblick iſt ſie bei mir, kniet neben mir, ihr Geſicht liegt neben den meinen, und ihre Lippen küſſen mich auf die Stirn. Mit einer Süße, mit einer weichen Zärtlichkeit, wie ſie die Wahrheit nie zu geben vermag, wie wir ſie nur im Traume ahnen können. Mir iſt es, als ob ich weinen müßte, und über uns donnerte der Zug, und um uns ſtieben Kies und Steine; aber wir liegen Mund an Mund . . . . .

„Walter?“

Ich fahre ſcheu auf und ſehe zu Martha herüber. Thränen hängen an ihren langen Wimpern. Wie durfte ich mir auch das merken laſſen!

„Nun was denn Maus?“

Sie blickt wie hilflos zu mir herüber.

„Ja, ja,“ beginne ich. „Ich weiß es iſt vielleicht nicht hübſch von mir, daß ich ſo wenig freundlich zu dir bin, aber ſieh mal — und ich könnte gewiß ganz anders ſein . . . . . Ja ja, du haſt ja recht, ich weiß was du ſagen

willſt, aber du mußt ein wenig Rückſicht nehmen. Es geht Einem auch nicht alles ſo, wie man es will; und menn du es auch nicht geradezu erfährſt, da — — da — — merkſt du es doch in meinem Benehmen. Maus, ich ſage dir, es iſt eine entſetzliche Bande, mit der man ſich da herumſchlagen muß, wenn man die ganze Geſellſchaft in den Sack packt und hineingreift, holt man, wie man es auch auſtellt, ſtets den miſerabelſten Kerl raus; und dann machen ſich noch hier in jedem Bett, das ſchon für einen zu klein iſt, drei von dieſen durchgefallenen Lebensabiturienten breit .... Äh .... nein, Maus, man ſchlägt ſich ja durch, wenn auch knapp, aber es mag einen manchmal die ganze Luſt vergehn, weiter mitzuſpielen.“ Ich weiß, das ich lüge, aber ich kann ihr doch nicht die Wahrheit ſagen.

„Ach Gott,“ Martha legt plötzlich den Kopf an meine Bruſt und beginnt zu weinen. „Ich, Walter, ich muß dir etwas geſtehen ... ich ... ich ... kann das nicht länger mit mir herumtragen.“

Das Blut ſchießt mir in die Schläfen. — Herr, du mein Himmel, das Unglück! Nicht meinetwegen, aber das arme Mädchen ... „Ach, das iſt ja alles nicht ſchlimm, es wird ſchon gut auslaufen.“

„Ja ich wollte dir das ſchon ſagen, die ganzen Tage, aber ich traute mich nicht; ich habe ſo ſchlecht ...“

„Maus, wenn das der Fall iſt, dann ... dann .. heirate ich dich auf der Stelle!“

„Nein, nein.“

„Aber .... nun .. nicht weinen! ... So .. ſo ..

ſo . . . Sag mal, was ſollen wir denn ſonſt kochen, Dummchen?“

Sie lächelt unter Thränen.

„Nein Walter, das iſt es ja nicht, was du glaubſt, nein . . nein . .“

Sie ſchüttelt den Kopf. „Wirklich nicht,“ wenn es das wäre, dann wäre ich ſchon längſt ins Waſſer gegangen.“

„Schaf.“

Ich traue es mich gar nicht, dir zu ſagen, aber ich muß doch was antworten. Hier, das iſt nun ſchon der dritte Brief, den er ſchreibt.

„Wer? !“

„Georg aus London. Siehſt du, ich hätte es dir nicht ſagen ſollen, ich weiß gar nicht, woher er meine Adreſſe hat — nein, ich habe ihm nicht geſchrieben!“

„Aber weine doch nicht, ſo etwas muß doch in Ruhe beſprochen werden, was will er von dir?“

Ich fühle, wie ich zittere.

„Er ſchreibt, daß es ihm gut ginge, und daß er jetzt ein eignes Geſchäft hätte, und im letzten Jahre über ſechstauſend Mark verdient hätte, daß er aber trotzdem nicht glücklich ſei, und dann — — — dann . . . . ſchreibt er . . ich ſollte doch ſeine Frau werden, er ſei keine Stunde ſeines Lebens froh geworden, ſeit er von hier fort iſt, und er würde mir alles thun, was er mir nur an den Augen abſehen könnte, und ich ſollte es bei ihm haben, wie eine Gräfin, wenn ich ihn nur wieder liebhaben würde, er hätte ſolche Sehnſucht nach mir, und die engliſchen Mädchen

gefielen ihm ſchon gar nicht. Ja, das ſchreibt er. Ach, Gott, ich hätte es dir ja nicht geſagt, und ich würde ihm ja auch nicht antworten, aber er will auch an dich ſchreiben. Ich habe ja ſolche Angſt, ſolche entſetzliche Angſt. Walter, Walter, ich bitte dich, rede nur ein Wort, — ſitz nicht ſo da! — War es unrecht von mir, daß ich dir's geſagt habe?"

„Nein, nein."

„Mach doch nicht ſolch Geſicht. Hier — noch heute Abend ſchicke ich es ab — — — er ſoll nicht mehr ſchreiben, ich werfe ſeine Briefe uneröffnet ins Feuer —, ja, das ſage ich ihm."

„Nein Martha," ich kann nicht ſprechen, alles in mir weint — — —. „Weißt du, reden wir nicht mehr davon. Ich ſage dir morgen früh, was du thun kannſt. Es kommt mir ſo unvorbereitet, ich muß darüber nachdenken. — So, ſo, der Uhrmacher. Jetzt wollen wir luſtig ſein. Du brauſt uns noch einen Grog, und ich muß nachher arbeiten."

„Heute, am heiligen Abend?!"

„Ja, ja es muß etwas fertig werden."

„Ach — biſt du böſe?"

„Wo denkſt du hin!"

„Sieh mal, ich habe ja ſo ausgeſtanden in den letzten Tagen, es thut mir ja leid um ihn, denn er iſt ein guter Menſch; ich glaubte ja gar nicht mehr, daß er nochmal an mich denken würde; aber er hatte geſagt, er läßt erſt von ſich hören, wenn er zu was gekommen iſt."

„Ach Martha, ſei jetzt ſtill davon, morgen ... morgen ... mir thut der Kopf weh, dieſer Ärger mit den Redaktionen. Grog wollen wir trinken. Sieh mich nicht ſo an, mir iſt gar nichts. Ich bin ein bißchen überarbeitet, die letzten Tage haben mich mitgenommen.“

„Sei doch wieder gut!“

„Martha, ich bitte dich, ſei jetzt ſtill, mich ſchmerzt der Kopf zum Zerſpringen. Morgen früh .... ach, laß mich Schatz ... nein .. keinen Grogk, ich kann dann nichts mehr thun, und es eilt. So ... der Uhrmacher ... ſechstauſend Mark ... viel Geld ... viel Geld.“

Ich trete ans Fenſter, und lehne die Stirn gegen die Scheiben: — Sieh nur, ſelbſt heute Feuer in der Fabrik, und die Eiſenbahn, — nicht einen Tag im Jahr ſteht das ſtill; immer, immer — eine große Maſchine. Es iſt Neumond, es wird nun etwas wärm erwerden ... Alſo er will mir ſchreiben ... ſo höchſt merkwürdig ... ſechstauſend Mark ... fünfzehnhundert ... achtzehnhundert ... ſechstauſend Mark ... und wenn ſolch Geſchäft erſt einmal gute, feſte Kundſchaft hat, bringt es noch mehr. Ich wußte gar nicht, daß auch Fernzüge fahren; aber das iſt doch beſtimmt einer dort unten ... hübſch, ſolche Feuerſchlange .... daß es ſo ſchnell kommen würde. Hörſt du, jetzt blaſen ſie in der Kaſerne; ob heute die Mannſchaften Urlaub haben? .... Was jetzt ſchon am Spielzeug entzwei iſt. —

Ich wende mich um, Gott helf mir, aber ich kann doch nichts anderes ſagen.

„Martha, du wirſt nach London fahren.“

Martha iſt weiß, wie Kalk.

„Nein, Walter.“

„Martha, es iſt ein Glück.“

„Gerade, du . . du darfſt das nicht ſagen.“

„Martha, was ſollſt du hier bei mir?“

„Das weißt du, ſo gut, wie ich.“

„Ich kann, ich darf dich nicht heiraten.“

„Habe ich ſchon danach gefragt, Walter?“

„Und du haſt ihn mal ſehr lieb gehabt, und du wirſt ihm wieder zugethan ſein.“

„Wenn du es glaubſt.“

„Sieh mal, Martha, ich bin ein unberechenbarer Menſch, ich kann eines Tages deiner überdrüſſig werden, vielleicht ſchon morgen und . . . .“

„Dann gehe ich fort, ohne ein Wort zu ſagen.“

„Martha, —“ jedes Wort ſchneidet mich mit Meſſerſchärfe. „Das Leben iſt doch kein Roman. In den Romanen haben die Leute immer Geld, in den Romanen können die Leute immer nach Italien fahren, in den Romanen kommen zwei drei auf einmal, die dich heiraten wollen: in der Wirklichkeit kommt kaum einer, — ſei verſtändig.“

Martha kaut die Lippen. Ich beherrſche mich, um nicht laut zu weinen.

„Martha, ich ſchreibe ihm noch heute Nacht. Ich will ihm ſagen, daß wir hier zuſammenleben, und daß du jede Minute zu ihm kommen kannſt, daß ich dich freigebe.“

„Ja, dann ſchreibe ihm auch, daß er mich nie ſähe.“

„Martha, komm mal her zu mir. So, ſind wir nicht bisher ganz glücklich mit einander geweſen? Sieh mal,

ich meine es doch nicht ſchlecht mit dir .... Denke mal ich werde heute krank ..."

„Dann ginge ich auf die Straße, bis du wieder geſund würdeſt, wenn ich es nicht mit meinen Händen ſchaffen könnte."

„Martha!!"

„Ja, das thäte ich."

„Nein, jetzt geht es ja, wir verhungern ja nicht gerade, aber es können doch ſchlechte Zeiten kommen, in denen ...."

„Dann werde ich mehr Arbeit vom Geſchäft nehmen."

„Da drüben biſt du für dein Leben geborgen."

„Was mir daran liegt!"

„Er iſt ein anſtändiger Kerl, und ich ... ich bin ſchlecht, ja, damit du es weißt, ich betrüge dich täglich." Ich ſpreche dies laut und beſtimmt, um ſie es glauben zu machen, aber ſie lacht nur luſtig und hell. „Nein Martha, du mußt von mir laſſen, ich bin dein Unglück, von mir hat noch niemand eine frohe Stunde gehabt."

„Ach, du altes Ekel, das kannſt du einer anderen erzählen, die ſpäter aufgeſtanden iſt. Sieh mal, Schatz, ich freue mich jede Stunde, die ich mit dir zuſammen bin, ich will gar nicht an ein Nachher, an ein Morgen denken. Laß doch den Uhrmacher ſchreiben, was er will, ich mag gar nichts von ihm wiſſen." Sie hat eine Kerze am Baum angezündet. „Nun verbrenne ich ihn." Der Brief lodert auf, Martha wirft ihn hoch in die Luft und als er am Boden zuckt, tritt ſie mit den Füßen in die flackernden Flammen. Ich reiße ihr die anderen Schriftſtücke fort.

„Laß mich doch bei dir bleiben, — nicht lange mehr. Ich

will dir ja nicht läſtig fallen, du ſollſt mich immer vergnügt ſehen. Haſt du bemerkt, wie Emmy beim Spielen nach dem Kuchen geſchielt hat, das war zu komiſch .... Die Wirtin, na, Walter, einen Hut, hat ſie ſich machen laſſen, ich würde mich ſchämen, damit über die Straße zu gehen, ſchwer muß er ſein, wie ein Mauerſtein, und ein Krautgarten, eine Kuh kann ſi chdran ſatt eſſen. Seit ihr Alter in der Charitée iſt, iſt ſie kreuzfidel und puppenluſtig, alle Tage einen Anderen. Nächſtens mache ich dirs auch ſo — das wird fein werden."

Als ſie ſieht, daß alles nichts verfängt, ſenkt ſie ihr Köpfchen, ſie wolle zu Bett gehen, ſie ſei, wie abgeſchlagen; was ſie aber auch herumgeackert hätte, den Tag über. Sie erwartet von mir geküßt zu werden; aber da ich nicht wage ſie anzurühren, küßt ſie mich, und ſchmeichelt, ob ich noch böſe auf ſie wäre.

Donnerstag,

War das eine Nacht! Zwei Stunden habe ich am Tiſch geſeſſen und habe ihm ſchreiben wollen; nicht einen Federzug habe ich gethan. Ich bin ſo mürbe, ich denke, das Fleiſch muß mir in Stücken vom Leibe fallen. Auf der Straße iſt noch Lärm geweſen, ich habe mit offenen Augen gefiebert, ich habe geträumt, ich fürchte bald um meinen Verſtand. Ich hörte aus dem Alkoven Marthas ruhige Atemzüge, und doch, ich könnte es beſchwören, ſie hat vor meinem Bett geſtanden, die ganze Nacht über, ſie war ſo zart und blaß, und ich fragte ſie, warum ſie geweint

hätte, und wenn ich mich dann emporriß, dann ſchämte ich mich über all das, was ich geſprochen. Ich habe gar nicht geahnt, daß ich ſoviel Zärtlichkeit in mir trage. Ich habe vor ihr gekniet. Du biſt mir der Inbegriff allen Lebens, ich habe nach dir geſchrien nächtelang in meiner bangen Einſamkeit und jetzt, wo du mir endlich genaht, ſtößt du mich zurück, du biſt mein unerbittliches Schickſal, du weißt gar nicht, was du in dir birgſt; immer neue Kraft ſtrahlſt du aus, als ob du das Leben ſelbſt biſt. Ja, du leideſt auch wie ich, aber der Wind ſchlägt die Äſte und zauſt die Blätter, er entwurzelt dich nicht. Bald ſtehſt du wieder in der Sonne, reckſt dich und ſchüttelſt lachend die Tropfen von dir. Ich habe nie eine Wurzel gehabt, ſchmarotze als Paraſit auf fremdem Leben. Der Wind ſchlägt einen Zweig nach dem anderen ab, wie Glas brechen ſie von mir und faulen am Boden; aber ich ſauge mich immer feſter in das Herz des Wirts und nähre mich von ſeinen friſchen Säften, bis er müde wird, und die Zweige ſenken muß. Aber ich bleibe bei dir, du kannſt mich nicht aus deinem Herzen reißen. — — — — Sie ſteht vor mir, wie eine Marmorbüſte, das gelöſte Haar fällt ihr in einer ſchweren Strähne über die Schultern, iſt über der Stirn geſcheitelt, wie es die Madonnen tragen. Die Augen ſind ſehend und doch faſt geſchloſſen, nur wie ein fernes Licht ſchimmert es unter den langen Wimpern. Linie fließt in Linie; in ungeahnter Weichheit geht Form in Form über. Die Oberlippe iſt vorgeſchoben, und weiße Zähnchen ruhen auf weißen Lippen. Mich zieht es, dieſe Lippen zu küſſen,

nicht heiß und brennend, wie es Liebe thut, nein, ich will sie kaum berrühren, nur ſtreifen ſoll ſie mein Atem, und ich beuge mich vor, aber das Bild weicht, weicht; ich beuge mich vor, ich erreiche es, erreiche es, — und eine eiſige Kälte durchſtrömt mich, hüllt mich ein von Kopf bis Fuß. Zugleich fühle ich mich beſchämt; ich wage gar nicht emporzuſchauen, und doch ſchaudere ich zuſammen vor den vorwurfsvollen Blicken, die auf mir laſten .... Und dann habe ich mit dem Uhrmacher geſprochen, er hat mir ſeine Geſchäftsbücher vorgelegt und ſtarr und ſtumm auf eine dreimal unterſtrichene Zahl gewieſen, als ob er ſagen wollte: das wirſt du nie erreichen. Und ich werde im Gefühl meiner Schuld klein, ganz klein, ich will etwas ſprechen, mich entlaſten; aber ich bringe kein Wort heraus. Ja, ich weiß, daß er recht hat, aber was kann ich dafür? Ich werde ihr doch nicht befehlen?! Lieber Junge, gemein ſind wir alle, das iſt nun mal das Leben. Und ich ſehe, wie jetzt ſeine Augen funkeln, er zieht ein großes Meſſer, ein ſchwediſches, grifffeſtes Meſſer mit breiter Blutrinne, ich greife blitzſchnell nach ſeinem Handgelenk, und Bruſt an Bruſt ringen wir mit einander, ſtumm, kein Laut, nur unſer Keuchen. Ich weiß, daß ich unterliegen muß, und doch wehre ich mich mit aller Kraft; aber ich kann ſeine Hand nicht länger halten, und langſam ſenkt ſich das Meſſer in meine Schulter, ganz langſam dringt es in mein Fleiſch. Ich ſchreie auf, in dieſem wahnſinnigen, ſchneidenden Schmerz, das es mir in den Ohren gellt, wie das Heulen einer Sirene.

„Onkel, du lafſt ja noch.“ Emmy ſteht vor meinem Bett.

„Tag, Emmy, warum haſt du denn heute nicht dein feines Kleid an?“

„Das hat Mutter wegjenommen, ſe will es verkoofen. Onkel ſoll ich dich den Kaffee bringen; es jiebt Kuchen.“

„Ach ſo.“

„Na?“

„Ja, bring mir. Tag, Martha!“

„Morgen, du ſchläfſt ja wie ne Ratze.“

Emmy läuft nach dem Fenſterbord, hebt ſich auf die Spitzen und verſucht herauszuſehen.

„Heute ſchenes Wetter, Onkel.“

Nach einer Weile iſt ſie bei mir und ſagt:

„Wenn du mir auch nur ein ganz kleenes Stückchen Kuchen abjiebſt, leje ich dir die Karten,“ und dabei zieht ſie ein Kartenſpiel aus der Taſche, welches vor Schmutz ſtarrt.

„Woher kannſt du denn das, Emmy?“

„Ich ſeh' et von Muttern; zu Mutter kommen doch immer Leute, und denen lejt Mutter ſe.“

„Ach Emmy, leg mir die Karten, ich gebe dir auch ein großes Stück Kuchen.“

„Ja Tante, denn werd ich ſe dir erſt legen und nachher Onkel.“ Sie hüpft auf einen Stuhl und beginnt die Karten mit wichtiger Miene in vier Reihen aufzulegen. Hier nimmt ſie einige fort, dort ſchiebt ſie andere hin, einen Augenblick hält ſie inne, legt den Finger an die Naſenſpitze, und macht dann wieder irgend eine Änderung.

„Alſo — Tante — ſehſte hier; du wirſt ein Peſent kriegen, über das du dich ſehr freuen wirſt, und Jeld — Jeld — ne Maſſe Jeld. Ein böſer Freund ſtellt dir nach; aber er wird nichts ausrichten; denn ſehſte — wie heißt dein Mann?“

Martha wird blutrot. „Walter.“

„Des is er!“ ſie zeigt auf eine Karte. „Derf ich dein Walter 'nen Kuß jeben?“ Sie beugt ſich über den Coeur König. „Sehſte, hier is deine Karte, und da is dein Walter jleich dichte bei . . . So Onkel, ſoll ich dir jetzt ooch de Karten lejen?“

„Nein, Emmy.“

Die Kleine kommt ganz dicht heran und ſchmiegt den Kopf auf meine Kiſſen, ſo daß ſie mir in die Augen ſieht.

„Sage mal Onkel,“ ſie ſpricht leiſe, „is Tante deine Frau?“

Ich werde verwirrt.

„Ja Emmy.“

„Sehſte,“ ſie ſtrahlt, „Mutter hat wieder geſchwindelt; — ick habs jehört, — ick ſoll ja nich imma zu euch jehen, wer weiß, was ſe imma mit mir machen thun. Tante wär ja nich deine Frau hat ſe jeſagt.“

„Nein, Emmy, glaub' das nicht.“

„Weeſte Onkel, wenn ick zu Oſtern nach dem Zoloſiſchen jehe — zun Elefanten, denn bitt ick ooch den Storch, daß er dir nen Brüderchen bringt.“

„Ja.“

„Soll ich, Tante?!!“ ruft ſie ganz laut.

„Still, still, Emmy," ich ziehe sie zu mir, damit sie nicht plaudert. Aber Martha hat scharfe Ohren, sie hat alles gehört und lacht aus voller Kehle.

„Faulpelz, du stehst jetzt auf und wir schmeißen Emmy raus."

„Ick seh nich hin; ick setz mir hier in die Ecke, wenn mir Mutter uff die Treppe hört, ruft sie mir ruff."

So lustig wie heute, bin ich lange nicht gewesen. Ich will nicht an den Uhrmacher denken, mag er in London sitzen mit der Lupe im Auge und sagen: O yes, five shillings. Ich singe und pfeife. Martha ist sehr erstaunt über meine musikalischen Fähigkeiten, sie wußte bisher noch garnicht, daß ich einen Ton in der Kehle hätte. Zu Mittag haben wir wieder Emmy bei uns, welche sich doch in Gala geworfen hat. Sie vertilgt mit Windeseile kleine Chimborassos von einer luftigen porösen Citronenspeise. Solche Citronenspeise erinnert mich immer an das Leben. Gerade, wenn man glaubt das Beste soll kommen, ist es schon gar damit, und man blickt enttäuscht auf den leeren Teller. Diese fatale Speise verdirbt mir die Laune; wenn man hofft das Beste soll kommen, ist es zu Ende: ich werde dem Uhrmacher nicht schreiben. — Wenn Martha zu ihm gehen will, gut; anbinden kann ich sie nicht. Sie will ja garnicht. Das sagt sie jetzt nur so. — Ach! . . . .

„Meinst du, ob wir heute ins Theater gehen wollen?"

„Gewiß."

Ich bin froh ihr eine Freude zu bereiten, ich selbst liebe

Theater nicht. Es ist unfein, arbeitet mit zu rohen Mitteln, schreibt nur Lapidarschrift; nur zur Unterhaltung ist es mir zu schade, ich will nicht, daß so viele Menschen Mühe und Zeit verschwenden, damit ich lächeln kann; und um mich betrügen zu lassen, dazu fehlt mir die Selbstzucht. Ich gerate da in namenlose Aufregung, mich beleidigt alles: der vorlaute Souffleur, ein falscher Ton des Schauspielers, eine ungeschickte Streichung, ein szenischer Fehler, und am meisten die Zuschauer, welche erst begreifen, welche Farbe Trumpf ist, wenn es Keulenschläge auf sie einhagelt. Aber heute will ich ins Theater gehen, denn .... Ach was kümmert mich der Uhrmacher.

Man hat am Nachmittag Hamlet gespielt. Martha hat aufgepaßt neben mir wie ein Schießhund; aber der Schluß hat ihr nicht behagt. Sie hat ordentliche Angst bekommen, mich in den Arm gekniffen, und mich hoch und heilig gebeten, wir möchten doch gehen, sonst holten sie sicherlich noch einen aus dem Parkett raus. Aber ich bin standhaft geblieben: Du hast das Schöne gesehen, nun mußt du auch das Schreckliche sehen.

Martha war erst beruhigt, als sie alle wieder wohl und munter vor der Rampe standen. Ich bin erstaunt gewesen wie einfach und verständig sie später über das Stück gesprochen hat. Der Hamlet, meinte sie, wäre auch so einer, wie ich. Immer warten und warten, sich selbst nichts zutrauen. Wenn sie die Zeitungen läse, gefiele ihr noch mein Geschreibsel am besten, und wenn ich mich ordentlich durchzusetzen verstände, hätte ich gewiß schon längst eine gute Stellung.

Eine Stellung? Daran habe ich nicht gedacht. Wenn ich aber doch eine Stellung — — — wenigſtens verſuchte ..... der Uhrmacher ....

Freitag.

Das war wieder eine ſchreckliche Nacht, die gönne ich keinem. Stundenlang ſah ich einen rieſigen, weißen Falken mit roten Augen über mir ſchweben; ich ſah jedes Federkielchen, jede Feder — wie Dachziegel deckten ſie ſich, — jedes Hornplättchen der Füße, der gebogene ſcharfe Schnabel ſenkte ſich nach mir, hackte, und ich hielt den Arm vor die Augen, um wenigſtens die zu ſchützen. Der Falke ſchlug mit den Flügeln, daß mir der Wind faſt den Atem benahm. Stundenlang lag ich ſo in Ängſten; und dann ſprach ich mit dem Uhrmacher; er iſt ein kleiner unbedeutender Menſch. Seine Augen ſtehen breit auseinander und blitzen wie ſchwarze Knöpfe — ſolche Leute pflegen gute Schützen zu ſein —. Ich rede und rede, der Schweiß ſteht mir auf der Stirn. Ich ſetze ihm alles haarklein auseinander, ich verſichere ihm, daß mich keine Macht der Erde dazu zwingen würde; ich komme mit Vernunftsgründen und ſage, daß es ſo viel Frauen auf der Welt gäbe, warum er ſich gerade auf dieſe eine verſteife; wenn er ſich allein fühle — und jede Zuneigung iſt doch im letzten Grunde hierauf zurückzuführen — ſo ſolle er ſich lieber einen Hund anſchaffen, der wäre billiger zu ernähren und mache zweifelsohne mehr Freude. Ja, er könne ſich ſogar eine Frau und einen Hund anſchaffen, ohne daß ich Einſpruch erheben

würde. Er könne ſich ſogar einen ganzen Harem halter. Wennn der Staat nichts dagegen hätte, ich gewiß nicht. Ich perſönlich aber ſähe nicht ein, warum ich ihm auch nur die geringſten Konzeſſionen machen müßte. Ich ſpreche und ſpreche, zehnmal wiederhole ich jeden Satz in ähnlicher Form, ich biete alle Dialektik auf, hobele, feile, vertiefe, bis alles klar und einleuchtend. Aber er iſt nicht zu überzeugen; er antwortet überhaupt nichts . . . nichts . . nichts . . . garnichts. Er ſteht mir nur gegenüber und ſieht mich an mit ſeinen breitſtehenden, ſchwarzen Augen, die wie runde, ſchwarze Knöpfe glänzen, und ich ſenke meine Blicke, um ihnen nicht mehr zu begegnen. Solche Leute pflegen gute Schützen zu ſein, denke ich. Ich ſehe ihn jetzt zwar nicht mehr, aber ich weiß es, er holt jetzt etwas Blinkendes aus der Taſche und zielt auf mich ſo ruhig, ſo kalt, wie man auf eine Scheibe hält. Ich will mich emporreißen, ich will fliehen, laufen, laufen, was ich kann; aber ich bin gelähmt, nicht ein Glied vermag ich zu regen; ich fühle mit dem ganzen Körper, wie die ſchwarze, kleine Öffnung auf mir ruht. O, Gott, wenn er nur ſprechen würde, nur einen Laut, aber er iſt ganz ſtumm, ganz Vorwurf, ganz Rache. Ja, ja, es iſt erbärmlich von mir, aber ich kann es nicht, ich bin ja ſo zerſchlagen, ſo matt und abgehetzt. Ja, ja ich gebe alles zu, ich ſchreibe, noch heute ſchreibe ich, ich bin ein Lump, wenn ich es nicht thue, mehr kann ich dir doch nicht ſagen. Geh, geh, ich bitte dich, oder drücke ab, mache, was du willſt, — ah, nur nicht länger .....

Ich reiße die Augen auf. Emmy ſitzt mit Martha

am Tiſch. Emmy ſitzt bockſteif und gravitätiſch und ſieht ſo rot aus, wie ein Borsdorfer Äpfelchen. Ängſtlich und ungeſchickt hält ſie einen großen Bleiſtift zwiſchen ihren dicken Wurſtfingern.

„Rauf, runter, rauf, und ein Pünktchen drauf, kikerikie, das iſt ein J. Rauf, runter, rauf. So nun mal ohne daß ich dir die Hand führe; nicht ſo lang den Strich, da iſt die Linie.“

„Ach, nee, des is langweilig. Weeſte, Tante, wir wollen lieber mit Murxen ſpielen; aber wenn ick mal jroß bin, und bin du, und du biſt ick, jebe ick dir Stunde.“

„Martha, quäle doch Emmy nicht, ſie wird früh genug nichts lernen.“

Sofort iſt Emmy bei mir, wühlt ſich in meinen Kopfkiſſen, ſpielt mit mir Verſtecken, lacht, und kneift mich in in die Naſe. Aber ich will gar nichts von ihr wiſſen, meine Laune iſt in den letzten Tagen faſt ſo unberechenbar, wie die Bahn eines Kometen. — Ich ſag ihr, ſie ſoll ſich zum Teufel ſcheeren, wo ſie hergekommen iſt; aber in zwei Minuten iſt mein Widerſtand gebrochen; denn Martha, welche ſich beleidigt fühlte, und Emmy ſind mit vereinten Kräften über mich hergefallen und haben mir mit naſſen Schwämmen, Seiflappen und Sofakiſſen, eine Schlacht geliefert, daß ich mich erſt hinter meine Bollwerke zurückzog, dann aber, als ſie immer dringlicher wurden, Pardon erbat und die Waffen ſtreckte. Martha iſt jetzt luſtig und lebhaft, um mich vergeſſen zu machen, denn ſie weiß und fühlt, was in mir vorgeht, wenn auch nicht mit einem Wort mehr von uns des Uhrmachers Erwähnung gethan wird. Martha

kommt mir vor wie unſer Primeltöpfchen; das blüht und blüht auch fortwährend aus ſich heraus, und die Sonne durchleuchtet es, daß die weißen Sterne wie aus Perlen geſchnitten ſcheinen und in den rauhen grünen Blättern durchſichtige, grüne Glasflüſſe glühen. Und doch ſteht es ganz ſtill und beſcheiden da und blüht und blüht, denkt nicht ans Älterwerden, nicht ans Verdorren und Sterben. Tag für Tag erſchließen ſich neue, weiße Sterne, die ſo ſelbſtverſtändlich und unſchuldig zum Himmel heraufſehen, als wären ſie gar nichts Beſonderes, als hätte die Welt nur ſolche weiße Blumen.

Sonnabend.

Seitdem ich mir die Haare habe ſchneiden laſſen, iſt Martha unzufrieden mit mir, weil ſie mich nicht mehr daran reißen könnte, und ihre einzige Hoffnung iſt, daß ſie bald wieder zu ihrer einſtigen Länge gediehen ſein werden. Martha ſagt, daß heute bei mir ein ſo ſeltenes Zuſammentreffen wäre, wie bei einer völligen Mondfinſternis. Sonne, Erde, Mond müßten da ganz beſtimmt ſtehen, um dieſe rare Erſcheinung zuſammenzubringen. Bei mir wäre es heute das erſte Mal, — ſeit ſie die zweifelhafte Ehre hätte, mich zu kennen, — daß reine Wäſche, ſchwarzer Anzug, geſchnittne Haare, raſiertes Geſicht, neue Kravatte auf einen Tag zuſammenfielen. Ich ſehe aus, nun wenn ſie mich nicht ſchon längſt lieb hätte, würde ſie ſich in mich verlieben. Ich ſollte nur nicht auf die Straße gehen, ſonſt würde ſie eiferſüchtig werden.

Sonntag.

Heute Nachmittag wollen wir fortgehen; denn ich mag nicht zu Haus bleiben. Ich habe verſucht zu arbeiten, aber ich kann es nicht, die Feder zittert mir in der Hand und meine Gedanken ſind ſo verwirrt, ich bringe keinen Satz zu Ende. In mir hallen noch die Träume nach, und jede Minute ſchrecke ich zuſammen. Auf Martha will ſich etwas von meiner Stimmung mitteilen. Sie plaudert ſcheinbar ungezwungen, ſie lacht und will mich aufrütteln. Und doch durch alles, was wir ſagen, zieht ſich dieſes Mitklingen, auch ſie hat eine Bangigkeit befallen. Wir ſprechen ja über ganz gleichgiltige Dinge. Wir ſagen mit Abſicht nicht das, was wir denken und fühlen, aber alles — das Bedeutungsloſeſte — bekommt Bedeutung, jede Frage wird verzerrt, der Ton iſt verändert, es klingt etwas mit, wie bei dem faſt vollen Schall einer geſprungenen Glocke, ein wehmütiges Zittern. Es iſt, als ob wir Hand in Hand über eine dünne, klingende Eisdecke ſchritten; über uns der blaue eherne Himmel, die Luft ſtill unbewegt, aber unter unſeren Füßen, unter der dünnen klaren Schicht, da zittert es, da zieht und gleitet es, manchmal will es aufbrodeln und die Feſſeln ſprengen, uns hineinreißen, in die ſchwarzen, ſtrömenden Tiefen. Jede Minute kann das Eis brechen. Aber wir wollen es nicht wahrhaben; wir plaudern ſtill und ſorglos, — — und leiſe, leiſe miſchen ſich die Stimmen von unten in unſere Worte. Es iſt mir, als ob wir unſer ganzes Leben dahinſchritten über dünne, klingende Eisdecken.

Ich möchte gern zu ihr von dem Uhrmacher ſprechen;

aber ich wage es nicht. Und auch sie umgeht es. Ich lebe kaum noch in der Gegenwart; denn sie macht mich so müde und mutlos. Wenn ich mich einen Augenblick des Gedankens, daß sie fortgeht, entschlagen, dann nage ich an der Erinnerung. Tausend Kleinigkeiten, flüchtige Worte, die wir gewechselt, Blicke, die sich getroffen, Alltagserlebnisse tauchen da auf; an sich belanglos, bekommen sie Pulsschlag erscheinen mir jetzt in anderem Licht. Ich fühle, was sie mir gesprochen und mir gegeben haben, ich erkenne, wie uns der Tag, die Gewohnheit zusammengeschmiedet und wie dahinter doch das Leben stand, das gewaltige, ewig rätselvolle, ewig wechselnde, das uns erheben kann und stürzen, das gleich lachend fortschreitet über uns alle. Ach wenn ich nur etwas thun könnte, ich möchte so etwas schaffen, das Linien hat, das Hintergrund besitzt, wie die Bildnisse Augsburger Maler, auf denen sich die kräftigen Gesichter von weitem Land und fernen Schneebergen abheben, oder gar, wie die der Florentiner, welche blauen Himmel mit weißen Sommerwolken zur Folie haben. So etwas möchte ich schaffen!

Dienstag.

Ich bin mit Martha durch die grauen, winterlichen Straßen gegangen und dann ein wenig dort hinaus über Feld; der Weg klang unter unseren Füßen, die grünen Streifen der Wintersaat waren weiß bepudert, und die ächzenden Züge schleiften tief ihre Rauchfahnen nach. Die Häuser schließen sich von Jahr zu Jahr enger um die

Felder, und drüben wächſt wieder ein ganz neues Viertel empor.

Mit dem ſinkenden Nachmittag umhüllen die maſchigen Zweige der Pappeln immer ſchleierhafter, immer floriger den dicken Waſſerturm, die fernen Schornſteine der Fabrik. Es iſt ſo ſtill auf dem Feld, nur ſelten begegnet uns jemand; wir beide ſchweigen.

Martha hat ſich an meinen Arm gehängt, als ob ihr das Gehen ſchwer fiele; ſie weiß, daß ich jetzt ſprechen werde, ich fühle, daß ich es ſagen muß, und das macht uns beide ſo beklommen, daß unſer Atem hörbar geht. Aber ich muß reden, ich werde ſonſt wahnſinnig, wenn ſie wüßte, was ich in der letzten Zeit ausgehalten habe.

„Martha, ſage, wie ſtellſt du dir die Zukunft vor?“

„Ich bin geſund, ich kann arbeiten.“

„Ja man kann doch nicht ſein Lebenlang ſtumpfſinnig Mühle treten, bis man alt und grau wird.“

„Nein — das werde ich auch nicht — ich werde immer an etwas denken.“

„An was, Martha?“

„An die Zeit, in der wir zuſammen waren.“

„Zuſammen waren?“

„Ja — . . ich will nun gehen . . ich habe mir's überlegt die ganzen Tage, lieber jetzt, wie ſpäter; ſieh mal, es iſt ja unrecht, ich hätte ſchon längſt gehen ſollen. Neulich, wie du fort warſt, da hatte ich ſchon meine Sachen gepackt, und ich hatte dir ſchon einen Brief geſchrieben, in dem ich dir alles ſagte, aber den habe ich dann wieder zerriſſen.“

Ich blicke vor mich hin. Aus der dünnen, weißen Schneedecke heben sich dürre, braune Kohlpflanzen, lappig hängen die zerfetzten Blätter, und da fröstelt ein verkümmerter Weidenstrauch — Ja, ja sie hat recht: was kann ich ihr denn sein.

„Ich weiß ja, daß ich dir lästig bin, schon lange, aber — aber sieh mal, ich will ja auch garnichts von dir haben. Ich war so glücklich die zwei Monate, so wie du ist noch niemand zu mir gewesen. — Wir wollen doch nicht gegen den Wind gehen, wenn dir die Augen Thränen . . . . . Heute habe ich Emmys Brüderchen, den kleinen Fritz beneidet. Wie ich oben war, hat er geschrien und geweint, bis ihm die Mutter den Pfropfen in den Mund gegeben hat, da hat er getutscht und getutscht und ist gleich wieder vergnügt geworden, ordentlich gelacht hat der kleine Kerl. Ach, Gott, wenn es für uns Große auch solchen Schnuller gäbe."

„Martha, ich habe nie auf der ganzen Welt einen Menschen geliebt, nicht einmal mich selbst; aber wenn ich jemand liebhaben dürfte, so bist du es. Wenn ich in Gold bis über die Ohren säße, und ich schenkte dir alles, ich bliebe immer noch dein Schuldner. Ich wünsche nur das eine, daß es dir nie klar wird, was du mir bist. Sieh mal, Martha, ich glaube, ich habe dich lieb, und eben, weil ich dich so gern habe, du darfst nicht mit mir untergehen, das darf nicht sein!" Es gellt mir in den Ohren, so laut spreche ich. „Meinst du, ich würde dich sonst von mir lassen, ich würde nicht mit allen Mitteln versuchen,

dich bei mir zu behalten? Ach, über kurz oder lang ſchieße ich mir doch eine Kugel durch den Kopf. Das geht nicht ſo weiter. Wenn ich dich da mit herabzöge, das wäre eine bodenloſe Gemeinheit. Nun ſage, ſollen wir ewig ſo zuſammenleben — und heute kann ich es ja vielleicht noch tragen; aber wenn du ſpäter von mir fortgehſt, — oder ſoll ich dich heiraten? Was dann, was dann? Dann biſt du auch für immer an mein Elend gekettet. Nein, Martha, für dich muß geſorgt ſein! Du mit deinem wunderbaren Mut, dich darf das Leben nicht auch ſo klein, feige und gemein machen, wie es mich gemacht hat. Martha, du weißt nicht, wie ſchwer es mir fällt. Darf ich dem Uhrmacher ſchreiben, darf ich? Du bleibſt doch nicht bei mir, du darfſt nicht bei mir bleiben, und dann weiß ich wenigſtens, daß du nicht Not leiden wirſt."

„Ich gehe jetzt nach Hauſe — meine Sachen ....."

„Martha, wenn du nur einen Funken Mitgefühl mit mir haſt, Martha," ich weine wie ein Kind, „laß mich ihm ſchreiben."

Sie ſchweigt. Der Himmel flammt jetzt blutig zwiſchen den Zweigen der Pappeln, und der Schnee beginnt aufzuleuchten, als ob er ſelbſt ſtrahlte.

„Martha, habe doch Mitleid mit mir."

Sie ſchweigt.

„Martha, ſag ſelbſt, was war das für ein Daſein, von heute auf morgen."

Sie ſchweigt.

„Martha, nur ein Wort, darf ich ihm ſchreiben?"

mit offnen Armen empfangen wird. Wenn ich mich heute entſchließe, Martha von mir gehen zu laſſen, ſo iſt es keine Erkaltung der Zuneigung, welche ihr die Thür weiſt, ſondern nur die Schuld meiner ſozialen Lage, welche mir nicht zu geſtatten ſcheint, ein geliebtes Weſen für die Dauer an mich zu ketten. Ich gebe noch der Hoffnung Ausdruck, daß Marthas Liebe zu mir nicht ſo tief gewurzelt ſein mag, wie die meine, und wünſche, daß ſie einſt bei Ihnen all das finden ſoll, was ich ihr nicht geben kann. Ohne Haß oder Erbitterung ſchreibe ich Ihnen dieſe Zeilen; denn Menſchen, die ſich zu ſolchen ſchweren Entſchlüſſen durchringen, wie wir, klagen wohl im ſtillen das Leben an, welchem ſie nicht das abtrotzen können, was es ihnen geben ſoll; aber begegnen ſich nicht als Nebenbuhler in perſönlicher Feindſchaft. —" Das ungefähr habe ich ihm geſchrieben, und noch ſpät in der Nacht habe ich den Brief fortgebracht, um nicht wankend zu werden . . . . .

„Onkel," — ganz hell und hoch; Emmy legt ihren Kopf auf die Kiſſen und ſieht mir blinzelnd in die Augen. „Brief, Onkel," und dann beginnt ſie mit der Kante des Umſchlags auf meine Naſe zu hämmern.

— Ach ſo, er hat auch geſchrieben, etwas weinerlich und gefühlsſelig. Ich liebe ſolche Briefe nicht. Er wendet ſich da an meine Bildung und Nachſicht. Der Menſch ſcheint doch genau meine Lage zu kennen. So . . . ſo .. wohl eine Auskunft eingeholt. Derartige Spiegelfechtereien ſind nicht gerade vornehm. Ich glaube gar, der Lump läßt ſo etwas wie Abfindung durch blicken, — Hallunke!! —

„Emmy, gieb mal den Korb her, den großen da, ... ſo .. für ſolch Gewäſch habe ich keinen anderen Platz.“

„Haſt du denn Tante jehaut?“

„Nein.“

„Se hat doch vorhin ſo jeweint.“

„Still, Emmy.“

„Nich jehaut?“

„Nein.“

„Na, wat weint denn Tante?“

„Es wird ihr etwas weh thun.“

„De Zähne?“

„Ja — vielleicht.“

„Ach Jott, Tanteken.“

„Wo iſt denn Tante?“

„Zun Kaufmann jejangen.“

„Emmy, nun verfüge dich in die Ecke und ſpiele ein bißchen.“

Nach einer Weile kräht es aus dem Winkel.

„Onkel?“

„Ja, Emmy.“

„Tante hat mir heute früh jeküßt, jeküßt hat ſe mir ſo viel.“

Ob ich ihr was ſagen ſoll, daß Martha fortgeht? Sie wird es früh genug merken. — Ich bin es nicht mehr gewohnt, die Nächte aufzubleiben, ich fühle mich ſo abgeſchlagen, die Beine zittern mir.

Martha kommt zurück, ſie hat eingeholt, ſie begrüßt mich ſtumm mit einem Kopfnicken und beginnt, ſich im Zimmer zu ſchaffen zu machen. Emmy ſieht eine Weile

mich und dann Martha an, in ihrem kleinen Köpfchen dämmert es, daß hier irgend etwas vorgeht.

„Tante biſte Schuß mit Onkel?“

Martha ſchweigt.

„Schuß vor alle Tage?“

Martha lächelt. „Nein, Emmy.“

„Willſte nich wieder gut ſein?“

„Wir ſind doch gar nicht böſe mit einander.“

Emmy greift in die Taſche, ihre Augen thränen.

„Ich ſchenke dir och, was ich in de Hand habe, wenn du zu Onkel wieder jut biſt.“

„Was iſt es denn?“

„Des ſage ich nich.“

„Na?“

„Ne Backpflaume.“

„Ich muß jetzt ans Mittag denken, — nachher Emmy.“

„Ach, Tante, können wir nicht ein bißchen Zeck ſpielen?“ Entſchen, bentſchen, bitſchen, batſchen, bu, raus biſt du,“ beginnt ſie abzuzählen.

„Nachher, Emmy.“

So arg mir zu Mut iſt, ich kann mich des Lachens nicht erwehren. Als Martha ſieht, daß ich fröhlich bin, packt ſie die Kleine bei den Ohren und küßt ſie ſo heftig, daß ſie ordentlich erſchrickt. Dann läuft Emmy zu mir hin, ſieht mich kokett an, als wolle ſie ſagen: Wie gefallen dir meine Augen?

„Wenn du mit Tante wieder jut biſt, zeige ich dich auch ein Kunſtück.“

„Aber, wir ſind ja gar nicht böſe.“

„Sie redt doch jar nich mit dir, Onkel?!“ ſagt Emmy ganz vorſichtig, um nicht von Martha gehört zu werden.

„Soll ich dich das Kunſtück zeigen?„

Martha tritt herzu.

„Darf ich auch ſehen?“

„Wenn du wieder gut mit Onkel biſt.“

„Das bin ich ja.“

Emmy nimmt einen Fingerhut vom Nähtiſch.

„Meine Heſchaften, nu fangt's los. Sie ſehen hier ein Fingerhut, er hat keinen doppelten Boden. Nun dürft Ihr nicht hinkieken ... Hokuspokustrallala, er iſt verſchw indet.“

Martha und ich lachen, — für einen Augenblick haben wir vergeſſen.

„Wo haſt du denn nun meinen Fingerhut?“

„Is nich mehr da.“

„Na wo denn?“

„Is weg.“

„Na?“

„Fortgefliegt.“

„Kannſt du ihn nicht wiederzaubern?“

„Nee.“

„Wo haſt du ihn denn?“

„Da unten is er drin.“ Sie zeigt auf das Ofenloch

„Siehſt du ihn denn?“

„Ich ... ich ... weiß nich ...“

„Ja, wie bekommen wir ihn denn wieder?“

Als Emmy einſieht, was ſie angerichtet, beginnt ſie

laut und jämmerlich zu weinen. Aber ich nehme ſie auf den Schoß, ſie ſolle nur ſtill ſein, ich ſchenke Martha einen neuen Fingerhut, einen pikfeinen aus Gold und Diamanten. Emmy ſtaunt mich an, als ob ich der Großmogul wäre.

„Wenn ich jroß bin, ſchenkſt du mir noch einen viel ſchöneren.“

Freitag.

Emmy iſt es wirklich gelungen, zwiſchen Martha und mir langſam wieder einen Kontakt herzuſtellen. Wir wagen von neuen uns frei anzuſehen, ſprechen mit einander, ohne daß unſere Stimme zittert. Ein jedes beſchäftigt ſich viel mit dem Kinde, das ganz glücklich von einem zum anderen hüpft, und wir haben dabei das Gefühl, als ob wir all das, was wir zu ihm ſprechen, nur uns gegenſeitig ſagen. Jedes hört mit Vergnügen des anderen Stimme, will ſelbſt vergeſſen und vergeſſen machen, was vorgefallen, will nichts wiſſen von dem, was geſchehen muß . .

Als Emmy Mittags heraufgehen will, eilt Martha zur Mutter und bittet ſie, das Kind uns ein wenig zu laſſen, oben würde es doch nicht vermißt und bei uns wäre es gern geſehen. Wir beide ahnen, daß nur ſolange ſie bei uns iſt, wir frei und unbekümmert ſein können, aber ſowie der Sonnenſtrahl herausgehuſcht, da werden wir wieder in der Dämmerung tappen und alle die bewegten, lauernden Schatten werden zum Leben erwachen. Da werden wir wieder beide ſpüren, wie die dumpfen Minuten an uns

vorüberrollen, und wie jede uns dem letzten Augenblick unſeres Zuſammenſeins näher bringt. Wir werden uns fürchten vor einander; wir werden wieder befangen ſein; unſere Stimmen werden uns fremd klingen, als ſprächen da aus uns fremde Mächte.

Jetzt, da ich beſtimmt weiß, daß ich Martha bald miſſen muß, will ich es nicht wahr haben, da verſuche ich mir noch immer einzureden, daß ich es zu ändern vermöchte.

Montag.

Niemand weiß etwas vom anderen; wir ſind unſer ganzes Leben einſam. Ich bin noch nicht hier geweſen, und ich komme nicht wieder. Alles muß ich mir ſelbſt erproben, niemand kann mir etwas ſagen. Aber ich glaube jetzt habe ich das Mädchen lieb. Nicht daß mir das Herz grade ſchneller ſchlägt, wenn ich ſie anſehe; aber ich fühle mich ruhig, wenn ich ſie bei mir weiß, und ich denke ſtets an ſie. Nicht, daß kein anderer Gedanke in mir Raum faſſen könnte; aber ſie ſchwebt über allem, jetzt tritt ſie klar in das Licht des Bewußtſeins, jetzt empfinde ich nur dämmernd in mir ihre Anweſenheit; aber ich weiß, der leiſeſte Wink kann ſie hervorzaubern, und ſie harrt nur darauf. Dieſer Hintergrund hat ſeit Kurzem meinen Gedanken eine merkwürdige Ruhe und Geſchloſſenheit gegeben. Wie kann das möglich ſein, daß wir drei nicht mehr zuſammen ſind?

Dienstag.

Heute haben wir ſehr ernſt mit einander geredet,

ſachlich, klar, alles, was zu bedenken. Man dürfte eigentlich über ſo etwas nicht ſprechen, das müßte alles ohne Worte abzumachen gehen. Ich habe ihr geſagt, was zu thun iſt, welche Papiere ſie braucht, welche Verbindungen die beſten, ich habe alles mit ihr beredet, als ob ſie mir ganz fremd wäre, und ich glaube wenn man innerlich weinen könnte, ich habe dabei innerlich geweint. Sie hat ganz ernſt zugehört, ſtill gelauſcht mit einem Geſichtchen, blaß wie Mondſchein und zu allem „ja“ geſagt, ſo als meinte ſie: ſiehſt du denn nicht, daß ich müde bin, laß mich zufrieden. Emmy iſt jetzt viel bei uns, ſie vermittelt und weiß ſich gut in ihre ſelbſtgewählte Rolle zu ſchicken. Neulich klettert ſie an mir hoch und giebt mir einen Kuß.

„Onkel, des is von Tante.“

„Aber Emmy, wie kommſt du denn darauf?“ ruft Martha.

Emmy ſtellt ſich dumm.

„Na, haſt du's denn nich jeſagt? Nee? Denn wer ichs mir wohl aus'gedacht haben.“

Martha will zornig werden; aber da ich lache, ſchickt ſie ſich auch an, die Kleine zu ſtreicheln. Ohne Emmy würde es uns zu ſchwer fallen; aber ſie ſchafft uns wenigſtens für Stunden ruhig und froh. Wir ſind beide ſo ernſt geworden. Ich erkenne jetzt mehr und mehr, daß auch Martha leidet, ich dachte nicht, daß ſie ſo an mir hinge; aber ſie wird mich auch vergeſſen, wenn ich ihr aus den Augen bin, und ſie wieder bei dem Uhrmacher iſt. Es giebt viel zu thun in ſolch einer jungen Wirtſchaft. Martha wird da

viel arbeiten und mich vergeſſen. Der Uhrmacher hat an Martha geſchrieben; aber ſie hat den Brief nicht einmal zu Ende geleſen, hat ihn in den Ofen geworfen. Als ich darüber erſtaune, meint ſie, ſie weiß, was darin ſteht, ſie kenne ſchon den Inhalt, er hätte das ſchon öfter geſchrieben.

Donnerstag.

Ihre Gefaßtheit beängſtigt mich. Nein, ſie herrſcht zu machtvoll über das Leben, als daß ſie das Scepter aus Händen geben ſollte. Troßknechte werden wohl fahnenflüchtig, aber keine Könige.

Sonntag.

Ich hatte mir dieſe Tage ſchlimmer ausgemalt. Wir ſind beide ſehr ruhig. Wir plaudern mit einander, und jeder will den andern von ſeinen Gedanken abbringen. Sie fragt teilnehmend nach meinen Arbeiten und hat mich endlich dazu bewegt, ihr etwas vorzuleſen; ſie war des Lobes voll; ſchade, daß ſie auch gar nichts von den Dingen verſteht. Eigentlich iſt es ganz gleichgiltig, was man leiſtet, man kann Wertloſes ſchreiben und doch für ſich Wert beſitzen; gerade litterariſche Leiſtungen ſind am wenigſten Maßſtab für ihren Urheber.

Mittwoch.

Wie ich es ohne ſie aushalten ſoll, weiß ich nicht. Aber es muß doch nun einmal ſein. Die wenigen Tage haben mich geändert, und wenn ſich mir heute etwas böte,

daß auch nur einige Sicherheit gewährte, und was es ſei, ich griffe mit beiden Händen zu. Ich weiß, nur ein Wort und ſie bliebe bei mir. Es iſt ſo ſchmählich, daß uns alle Selbſttäuſchungen genommen werden, daß wir vollends Rechenmaſchine werden; nur ein wenig mehr Leichtſinn hätte ich mir bewahren ſollen, und all das wäre anders gekommen. Manchmal kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, als erlebte ich das alles nicht, als beträfe das ganz einen anderen, ich komme mir ſo klug vor und will mir Ratſchläge geben, aber dann ſo, als ob man plötzlich erſchrocken in einen ſchwarzen Gang hineinblickt — plötzlich geht es mir auf, daß ich es doch ſelbſt bin, der hier dieſe lächerliche Tragödie aufführt und dann — dann werde ich wieder mein Zuſchauer und möchte weinen über die Rolle, die hier geſpielt wird.

Donnerstag.

Er hat mir geſchrieben. Der Brief triefte von Höflichkeit, wie ein Häring von Salzlake. Zwei weiße Blättchen mit Anweiſungen waren dem Brief beigefügt. Das eine ging an den Abſender zurück mit den Worten, daß ich bedauerte, ihn nicht bei der Hand zu haben, um ihn ſeinem Verdienſt gemäß ohrfeigen zu können; das andere löſte ich ein; davon habe ich Martha ein Billet beſorgt, ihr das übrige gegeben; noch heute will ſie fahren.

Nur ein Koffer wird es; bald iſt er gepackt.

„Bleibt das hier?“

„Ja, das Geſchirr und die Tiſchwäſche nehme ich nicht mit, auch den Tiſchläufer nicht.“

„Aber Martha, es gehört dir doch!“

„Ich laſſe es hier, das . . . das . . . ſoll für meine Nachfolgerin bleiben.“

„Martha! —“ Ich fühle mich bis ins Innerſte getroffen und will mich abwenden, um meiner Erregung Herr zu werden, da ſehe ich, daß Martha wankt, als ob ſie trunken wäre, ich ſpringe zu, ſie fällt mir in die Arme und beginnt zu weinen, als wollte ſie zerfließen. Sie weint, wie ich noch nie einen Menſchen habe weinen ſehen.

„Martha willſt du hierbleiben? Ja Martha? Bitte, ſage nur ein Wort; ja ja ich ſchreibe ihm, daß du nicht kommſt!!“

Im Augenblick iſt Martha wieder ruhig und ernſt.

„Nein Walter, das geht nicht. Ich dachte nur all das, wie es hier geweſen iſt, und da wollte ich gar nicht glauben, daß es hier nun zu Ende ſein ſoll, es hat mich im Augenblick ſo übernommen; ja ich fahre, ich darf nicht länger hierbleiben. Es iſt heute der letzte Abend, an dem wir zuſammen ſind; es war hübſch hier oben, ſo weit und frei, ich werde das nun alles vermiſſen. Sieh nur, Walter, ich glaube, ſie will von mir Abſchied nehmen, ſieh nur, wie ſchön, ſo ging ſie noch nie unter.“

Wir treten ſchweigend an das Fenſter; zu unſeren Füßen verdämmert das Land; der ganze Himmel iſt rot, purpurrot, als wäre er in Brand geraten mit all ſeinen Wolken, die in langen, rauchig-violetten Streifen ſich übereinander türmen. Die fernen Bäume liegen, als wären ſie aus ſchwarzem Papier geſchnitten auf dem Rot, die

fernen Schornsteine, die Häuserreihen, alles schwarz gegen rot und alles mit sprühenden Umrißlinien umzogen. Bis hoch über uns im Scheitel brennen noch violette Wolken wie lodernde, qualmige Flammen. Ich blicke Martha in das rotbestrahlte Gesicht; und plötzlich überkommt es mich, als müßte ich sie jetzt in die Arme nehmen und küssen, so heiß und glühend, wie ich sie noch nie geküßt habe, wie ich noch nie ein Weib umfangen habe. Nein!!! — Martha lehnt sich an mich, vielleicht geht in ihr jetzt das Gleiche vor; vielleicht? Kann man denn einem Fremden ins Herz sehen? Und da da draußen leuchtet der Himmel in immer wilderer, tieferer Glut, als wären Blutströme in seine Flammen gespritzt. Und dann erlischt es — ganz allmählich, — wird erstickt durch diese langen, grauen Wolken.

Ich fühle die Wärme ihres Körpers neben mir, und eine endlose Traurigkeit befällt mich. Wenn sie nur nicht merkt, daß mir die Thränen die Backen hinunterlaufen, ich schäme mich vor ihr.

„Meinst du, daß ich Emmy noch mal sehen kann, sie war doch eigentlich auch immer mit dabei," die Worte brechen den Bann.

Ich mache die Thür auf und rufe nach ihr. Emmy antwortet, und tapp, tapp ist sie unten. Sie stellt sich vor mich hin, sieht mich an, dann den Koffer, schaut wieder zu mir auf und dann zu Martha herüber.

„Jeht Tante weg?"

„Ja, Emmy."

„Se kommt nich wieder?" Das Kind schluchzt.

„Doch Emmy, gewiß, ich komme wieder.“

Aber ſie iſt nicht zu beruhigen, glaubt es nicht. Dann ſetzen wir uns noch zu Tiſch.

„Warum eßt denn Tante nichts?“

„Sie hat keinen Hunger.“

„Se kommt doch nich wieder.“

„Gewiß Emmy.“

„Ach, nee.“

„Ich bringe dir auch eine Puppe mit, wenn ich wiederkomme.“

„Ne jroße?“

„Eine ganz große.“

„Un se muß de „Holzauktion“ ſingen können.“

„Gewiß, alſo — die Holzauktion.“

„Und dann muß ſe alleine ſpazieren jehen können.“

„Ja ganz allein.“

„Die bringſte mir mit, hörſte!“

Dienstag.

Ich will etwas ſprechen, irgend etwas nur einen Laut hervorbringen; nur nicht ſo ſtumm vor dem Wagen ſtehen! aber ich vermag nichts zu ſagen.

Um mich brauſt es von Leben, die Gepäckträger laufen, die Reiſenden ſuchen gute Plätze, eilen den Zug entlang, ſchauen in alle Abteile, Thüren werden aufgeriſſen, Worte, — halb Weiſung, halb Befehl, — tönen, dort werden noch Wünſche kundgethan, dort noch Grüße aufgetragen, dort Abſchied genommen; und man küßt ſich ſo zärtlich, als

wäre es auf Nimmerwiederſehen. In dem Zug ſummt und gurgelt die Heizung, und hin und wieder ſtöhnt die Maſchine, wie ein Schlafender vor dem Erwachen. Ich höre das alles, alles dringt in mich, es will ſich ordentlich in mein Gehirn ſchneiden; aber ich will nicht darauf achten; ich will an ganz etwas Anderes denken; Ich vermag nichts zu denken, es iſt, als ob eine bleierne Müdigkeit mich unfähig machte, noch irgend etwas zu empfinden. — Ja, ſie reiſt nun fort. Das mußte ſo kommen; aber ich glaube noch nicht, daß ſie fortreiſt. Das rede ich mir nur ein, ſie wird ſchon bei mir bleiben, ſicherlich. Sie ſitzt zwar im Zug, und der wird ſie forttragen, — rückſichtslos durch die Nacht tragen, — aber das ſcheint mir nur ſo, wenn ich es nicht glauben will, geſchieht es nicht. Wer ſagt uns überhaupt, daß ſich irgend etwas ereignet? Wer kann mir das beweiſen? Alſo — und was iſt damit erklärt, daß ſie fortreiſt? Etwa — — nein, das geht nicht ſo weiter, ich muß mich zuſammennehmen.

Ich fühle ſchon eine ganze Weile ihre Blicke auf mir ruhen. Ich habe vorhin in der Droſchke ſolch Zeug geſchwatzt, daß ich glaube, ſie hat Angſt vor mir bekommen.

„Walter, gehſt du dann nach Haus?“

„Ja — nein — ich weiß nicht.“

„Gehe nach Haus, morgen früh iſt dir beſſer.“

„Martha, willſt du mir ſchreiben?“

„Ja.“

„Noch eins.“

„Ja.“

„Schreibe mir nur, wenn es dir nicht gut geht.“

„Warum?“

„Ja, ja, dann — — dann komm ewieder zu mir .... Martha?“

Schon werden die Thüren geſchloſſen. Ich trete auf das Trittbrett, Martha beugt ſich vor und küßt mich auf die Stirn. — „Das iſt aller Dank, den ich dir geben kann.“

Und dann nein . . nein, wie kommt ſie denn dazu, und ich habe es doch deutlich gehört, es klingt mir noch in den Ohren, und der Ton faſt luſtig, ich möchte ſagen, ſchelmiſch, mit dem ſie es ſprach: „Auf Wiederſehen.“ Ich halte einen Irrtum für ausgeſchloſſen. „Auf Wiederſehen.“ Ja, „auf Wiederſehen,“ natürlich „auf Wiederſehen“ ich habe mich nicht verhört.

Der Schaffner reißt mich zurück, und ſchlägt die Thür zu. Die ſchwere Maſſe ſchiebt ſich vorwärts, erſt ganz langſam, ſchmerzhaft, ſtöhnend, dann immer ſchneller, der letzte Wagen gleitet am Eckfeiler vorüber, die farbigen Lichter verſchwinden um die Biegung. Was er alles mitnimmt! Ein Stück von meinem Leben iſt es, das mit dieſem Stöhnen mir aus dem Herzen geriſſen wird und fortgetragen in die Nach thinaus, — wer weiß wohin. Und alle Menſchen ſtehen ſtarr, einen Augenblick ſtarr, und es iſt, als ob von allen Herzen ſich ein Gleiches loslöſt, fortrollt auf dieſen ſtählernen Adern, hinausbrauſt in die Nacht. So langſam, ſo zwecklos, ſo unſicher trollen ſich alle nach dem Ausgang, und der lange Bahnſteig wird wieder kahl und leer. Ich kann noch nicht gehen; ich mag nicht mit

all denen zuſammengehen. Nun Tag für Tag, Stunde für Stunde, immer nehmen ſie hier Abſchied, und werden fortgetragen auf den ſtählernen Adern. — Gott, iſt das Leben roh!

Mittwoch.

Ich glaube es nicht, daß Martha nicht mehr hier iſt; das heißt ich würde es nicht glauben, wenn ich ſie nicht ſelbſt nach dem Bahnhof gebracht hätte; aber was beweiſt das, kann das nicht Sinnestäuſchung geweſen ſein, und jetzt die Wahrheit? Ja, ſie ſpricht nicht, ſie iſt ſtumm, ſie iſt ganz ſtumm, und ſie iſt auch nicht immer zu ſehen, ich ſehe ſie eigentlich nur des Nachts auf der Straße, da geht ſie vor mir, ſo achtzig bis hundert Schritte vor mir, dreht ſich wohl manchmal nach mir um, und dann erkenne ich deutlich ihr Geſicht; aber wie ſchnell ich auch gehe, ich vermag ſie nie zu erreichen. Ich ſehe ſie dann zu Haus, wenn ich mit geſchloſſenen Augen auf dem Bette liege, ohne zu ſchlafen; ſie ſitzt am Tiſch und arbeitet, und ich freue mich ihrer Nähe. Oft ſteht ſie auch hinter mir, und es iſt mir, als ob ich ihren Atem ſpürte; ich bleibe jetzt ſchon ganz ruhig wende mich nicht; denn ſowie ich mich umdrehe, iſt ſie fort, und ich greife ins Leere. Es iſt mir angenehm, wenn ſie bei mir iſt, und ſie macht mich ruhig. Zwar liebe ich den Tag jetzt nicht und den Lärm. Ich bin wieder viel des Nachts auf der Straße, wenn mir das ganze Pflaſter allein gehört. Aber ich habe doch ſchon ſchlimmere Zeiten gekannt, wenigſtens vermag ich zu arbeiten. Zwar ſchreibe ich nur ums Brot; aber es ſchafft doch, ſo daß ich kaum Sorgen

kenne. Meine Wirtin kauft alles teurer ein, als Martha, ſie betrügt mich wohl; auch gut! es iſt ihr Handwerk, ich möchte einem fremden Menſchen ebenſo wenig etwas umſonſt beſorgen, wie ſie es thut.

Emmy darf nicht mehr zu mir kommen, ſeit Martha fort iſt; die Mutter fürchtet, es könnte ihr etwas bei mir geſchehen. Aber, wenn Emmy weiß, daß ihre Mutter nicht zu Hauſe, kommt ſie doch auf Augenblicke zu mir heruntergeſprungen . . ‚Wo iſt Tante? Kommt Tante wieder? Wann kommt Tante wieder?‘ Wenn die Mutter es bemerkt, dann bläut ſie ſie, oder brüllt durch das ganze Haus: ‚Emmy, komm rauf, du kriegſt deine Keile.‘ —

Montag.

Meine Wirtin hat mir geſagt, daß ſie zum erſten Mai, die Wohnung aufgäbe, vielleicht kann ich bei dem Nachfolger oder ſonſt irgendwo im Haus ein Zimmer bekommen; denn ich möchte die Ausſicht nicht miſſen.

Mittwoch.

Meine Wirtin will ihre Einrichtung verkaufen. Was ſie anfangen wird, hüllt ſich noch in Schweigen; ich meine, ſie wird an Dirnen vermieten wollen, oder hat ſich andere noch edelere Ziele geſteckt.

In der Redaktion wird eine Änderung vorgehen, dem Feuilletonleiter hat ſich ein Beſſeres geboten, und er geht fort. Ich habe mich um den Poſten beworben, es wird zwar nichts werden, aber . . .

Sonnabend.

Es wird immer böſer ſtatt beſſer; wenn ich nur ſchlafen könnte! ich mag nicht wieder Mittel nehmen, ſie nützen mir nur wenige Tage.

Donnerstag.

Schon ſieben Wochen, Donnerſtag werden es ſieben Wochen!

Montag.

Nun arbeite ich kaum noch etwas. Mich ſchmerzen die Finger, wenn ich die Feder halte. Den ganzen Tag liege ich auf dem Bett, wie im Halbtraum. Aber ſie iſt nicht mehr bei mir.

Freitag.

Die Redaktion hat geſchrieben, ich ſollte ihnen etwas geben, wieder eine ſo eigenartige, kleine Plauderei, ſie ſchätzen meine Mitarbeiterſchaft. Was ſoll ich denn ſchreiben? Ich habe nichts in mir, gar nichts mehr.

Dienstag.

Ich habe mir das Schlafen abgewöhnt, wozu braucht der Menſch auch ſchlafen. Des Tags liege ich auf dem Bette und des Nachts treibt es mich durch die Straßen. O, geſtern Nacht — es war entſetzlich! Daß ich noch am Leben bin, daß ich noch kein Ende gemacht habe. Wie es dann wohl ſein wird? Nach dem Tode? Nun ganz einfach, wie

es vorher war. Wie unglaublich gleichgültig iſt es mir geweſen, damals als ſie Julius Cäſar ermordet haben, faſt ſo Wurſt, als mir die erſte Eiſenbahn war, welche von Nürnberg nach Fürth lief; gerade ſo wird es nachher auch ſein, ich weiß gar nicht warum man da zagt und zögert?

Freitag.

Ach, wie das wohlthut! Der Wind ſchlägt mir voll ins Geſicht mit tauſend prickelnden Nadelſtichen, zerrt mir an den Beinen, fährt in die Flügel meines Mantels, rüttelt mir an der Hutkrempe. Stoßweiſe klirren die Scheiben der Laternen, die Flammen zittern und biegen ſich und laſſen bewegliche Strahlen an den Häuſern und den blanken Pflaſterſteinen auf und niedergleiten. Langgezogen gellt der Schrei einer Lokomotive durch die Nacht, und drüben aus der Eckdeſtillation ſchallt das Gejohle trunkener Arbeiter. Eine Knopfreihe blinkt auf, ſchwere Schritte und Schlüſſel raſſeln auf dem Bürgerſteig.

An der roten Ziegelmauer eines Schulhofes gleitet eine Geſtalt entlang. Sie bewegt die Füße nicht, auch die Arme hält ſie faſt ruhig, den Kopf hat ſie nach vorwärts geſenkt, und trotzdem nichts an ihren Kleidern ſich regt, glaubt man doch, daß der Wind ſie vorwärts treibt. In den letzten Nächten habe ich ſie nicht mehr geſehen; aber heute ſpürte ich ſchon den ganzen Tag in mir die Gewißheit, daß ich ſie wiederſehen würde. Ich kann nicht ſagen, daß ſie mich beängſtigt, und doch ſchrecke ich zuſammen, wie ſie jetzt da drüben entlang gleitet und biege, um ſie zu meiden,

in eine breite Straße. Hier; wo es belebter iſt, wird ſie ſich nicht hinwagen. Nein, ſie iſt fort! Ich blicke nach allen Seiten um; nirgends eine Spur mehr von ihr zu entdecken. Mit den endloſen ſich verjüngenden Linien kugliger Linden, mit den zwei Reihen, verſchwommener, gelbgrüner Lichtkreiſe in den Räumen und den zwei Reihen gelber, unruhiger Lichtkreiſe an den Bordſchwellen, liegt die breite Promenadenſtraße vor mir. Viele Bäume ſind noch vollends kahl, nur die braunen geſchwollenen Knospen laſſen Leben in ihnen ahnen, aber einzelne zeigen ſchon kleine, durchſchimmernde Blättchen, welche mit ihren tiefen Rillen, wie aus hellgrünem Seidenpapier gefaltet zu ſein ſcheinen. Die Stämme und Zweige ſind naß und blank von Feuchtigkeit, langſam löſen ſich ſchwere Tropfen von ihnen und zerſtieben knitternd auf den Steinen. Von Minute zu Minute fährt ein kurzer, böiger Windſtoß die Straße herunter, biegt und ſchüttelt die Zweige und Äſte, pfeift und heult in den Telephondrähten, raſchelt in den Sträuchern der Vorgärten und flüchtet ſich endlich mit einem leiſen Winſeln um eine ferne Ecke. Wie tauſend blindgeweinte Augen ſtarren tauſend ſchwarze Fenſterhöhlen auf die naſſe, ſchlüpfrige Straße.

Ich ſinke auf eine Bank und beobachte die ſpäten Vorübergehenden. Nein, hier iſt ſie nicht! Unter die Menſchen wagt ſie ſich nicht. So ſitze ich wohl über eine Stunde, bis mich fröſtelt, und es mich weiter treibt durch die Straßen. Der Sprühregen hat indeſſen aufgehört, der ſcharfe Wind ſaugt ſchnell die Feuchtigkeit von den

Steinen, und auf dem blanken, ſchwarzen Asphalt zeigen ſich ſchon hellbraune, merkwürdig gezackte Inſeln, welche ſtellenweiſe die breiten, ſich ſpiegelnden Lichtbalken unterbrechen. Nein, ich kann nicht ewig dieſe Straße entlanggehen! ich will Menſchen ſehen, ich will Laute hören; ich fürchte mich vor der Stille. Da, dort herunter, da iſt noch Leben.

Einzelne Droſchkenpferde ziehen müde, trottelnde Gefährte und nickende Kutſcher; eine Kolonne von Straßenfegern maſchiert mit geſchulterten Beſen; die Kehrmaſchinen beginnen ihre ziſchende Thätigkeit. Aus Bierlokalen kommen noch heitere, verſpätete Gäſte; vor einem Haus, deſſen Parterre ſtrahlend erleuchtet, ſteht eine Wagenreihe, durch die geöffneten Fenſter ſummt es wie von einem Bienenſchwarm, — ja, da drin iſt man luſtig!

Die Straßen leeren ſich mehr und mehr, allen Heimgehenden ſieht man das leiſe Fröſteln und den Unmut der Müdigkeit an.

Eine braune, deutſche Dogge läuft mit geſenktem Kopf und eingezognem Schwanz an mir vorüber, ſie hat ihren Herrn verloren und ſchnuppert angſtvoll nach ſeiner Spur. Jetzt ſcheint ſie ſie gefunden zu haben; denn ſie jagt im geſtrecktem Galopp wohl hundert Meter; plötzlich bleibt ſie nachdenklich ſtehen, kehrt um, läuft mehrere Male ratlos von einer Straßenecke zur anderen, bleibt wieder ſtehen, hebt den Kopf und beginnt endlich laut und klagend zu winſeln. Ein Hund weint ſelbſt, wenn . . . . . Ogottogott!

Der Wind, welcher eine Weile ausgeſetzt, beginnt mit

erneuerter Heftigkeit, reißt das formlose Grau des Wolkenmantels auseinander. In den langen, schwarzen Spalten des Nachthimmels zeigen sich hie und da schon flackernde Sterne, welche sich aber schnell wieder in Dunstfetzen verschleiern und dann in schweren Wolken ganz ertrinken. Die Mondscheibe ist nicht sichtbar, und nur ein leichter Kreis weist die Stelle, an der sie sich verbirgt.

Plötzlich wälzt sich ein wilder Windstoß durch die Straßen; biegt die Äste der Bäume, daß sie laut aufjammern und klatschend aneinanderschlagen; prasselnd stürzt er sich über die Dächer, quetscht sich heulend in die engen Höfe, klemmt sich zischend in die tiefen Thorwege. Wie Schneeflocken jagt er tausenden von wirbelnden Papierfetzen vor sich her — der Teufel mag wissen, wo er sie mitgerissen hat. Am Himmel überkugeln sich in wahnsinniger Hast die Wolken; dünnere Geschiebe, welche mit jagender Geschwindigkeit ziehen, werden sichtbar, die schwarzen Spalten wachsen von Sekunde zu Sekunde, sie scheinen brodelnd aufzuquellen. Überall blitzen neue blanke Sterne, kaum zwei Minuten und der Himmel ist reingefegt. Die schweren Wolken bilden eine Mauer am Horizont, klar und hoch steht der Mond, eilend gleitet er durch die letzten dünnen, flatternden Wolkenschleier, welche in fliegender Hast dem Trosse nachziehen. Sein Schein ist zwar nicht stark, aber überall, auf den schwarzen, feuchten Schieferdächern, auf den Kanten, Ecken und Firsten, auf den nassen Quadern, auf dem Damm, auf den triefenden, eisernen Zaunstäben der Vorgärten, überall, allüberall brechen sich seine grünen Strahlen, ver-

hundertfältigen ſein Licht und ſein Bild. Alles glänzt, blitzt und ſprüht. — —

Es iſt jetzt zwei Uhr. Hinten ſchiebt ſich um eine Biegung das farbige Licht der letzten Pferdebahn; ſcharf und klirrend ſchlagen die Hufe der Pferde den Boden; denn die Tiere, die den Stall wittern, greifen weit aus. Noch einen Augenblick das Praſſeln und Knattern der Scheiben, laut, durchdringend, aber ſchon verſchwindet der Wagen um die nächſte Biegung. Eine Weile nur der Widerhall des Pferdegetrappels, welcher von der mir gegenüberliegenden Häuſerwand mir zugeworfen wird, — ſchwächer, — ſchwächer, und dann iſt es ganz ſtill. Man glaubt zwar noch einzelne Stimmen und Töne zu vernehmen, aber man kann nicht genau mehr unterſcheiden, wo ſie herkommen.

Die Feuchtigkeit, mit der die Luft getränkt war, iſt verſchwunden; die Luft iſt kühl und erſcheint faſt trocken. Kerzengrade gleitet aus einzelnen Schornſteinen brauner Rauch zu dem klaren Nachthimmel empor.

Drüber ſchreitet ſie wieder; ich folge ihr; aber ich vermag ſie nicht zu erreichen, und mehr und mehr verliere ich mich in dem Netz der Nebenſtraßen. Kleine, villenähnliche Häuſer; breitbrüſtige Karyatiden neben übermäßig hohen Thoren; ungeteilte Fenſterſcheiben; weiße, großmuſtrige Stores; ſchwere Thürklinken und Beſchläge: — alles geiſtert im grünen Mondlicht. Aus den tiefen Vorgärten mit dem hageren Buſchwerk und den ſchwarzen Beeten, leuchten die hellen, gepflegten Kieswege mit tauſend Edelſteinen.

Nein, ich will ihr nicht folgen!! Aber ſowie ich ſtehen

bleibe, blickt ſie ſich nach mir um, und es ſcheint mir, als ob ſie mir mit den Augen zuwinkt; dann erkenne ich deutlich ihr Geſicht, und eine unſagbare Angſt befällt mich, daß ich von neuem weiterſchreite. Und doch vermag ich kaum noch zu gehen; denn das beklemmende Gefühl des Alleinſeins, die ununterbrochene Einſamkeit, die webende Ruhe, wirkt lähmend. Wenn ich nur einen Menſchen hätte, ſtundenlang würde ich in ihn hineinreden, all das mit Worten vom Herzen herunterſpülen!! — — Nein, es iſt niemand mehr auf der Straße; auch ſie vermag ich nicht mehr zu ſehen, ich höre nur ganz fern verdämmernd, als ob leiſe Schritte anſchlügen.

Ein Dunſtſchleier hat ſich über die Mondſcheibe gebreitet, und dämpft ihr Licht. Lange, flockige Wolkentücher folgen, zeitweiſe bricht noch der Glanz mit alter Friſche durch, aber nur für einen Augenblick, dann trübt er ſich wieder, und zerfließt in der grünlichen Dämmerung. Im Oſten entſteht eine neue Lichtquelle. Hinter den Bäumen des Parkes, die wie eine ſchwarze Wand ſich boten, zeichnet ſich durch tauſend und abertauſend Äſte und Zweige ein regloſer, kalkiger Himmel. Die Wolken, welche müde und träge ſich am Horizont heraufſchieben, gewinnen mehr und mehr Farbe. Ein trauriges, ein ödes Weißgrau iſt es, ohne eine Spur von Wärme. Der Schimmer des Mondes verblaßt; ſchon, weiß ich nicht mehr die Stelle, wo er am Himmel geſtanden. Noch iſt kein Licht, kein Schatten vorhanden, nur ein graues, unangenehmes Halbdunkel; ſchon werden alle Gegenſtände heller und heller, als wenn ſie ſelbſt zu leuchten begingen, und endlich ſtehen ſie da in ihrer ganzen nüchternen Alltäg-

lichkeit und gähnen mich an. Die Sandſteinfiguren, die Frieſe und Giebel, die mageren Sträuche der Vorgärten, alles, alles gähnt: Warum weckſt du mich denn ſo zeitig, ich bin noch ſo müde!!

Es iſt empfindlich kühl, ruckweiſe durchſchauert es mich. Im Mund habe ich einen bitteren Geſchmack; meine Lippen ſind trocken und ſpröde; die Beine gehen, ohne daß ich mir Rechenſchaft darüber erſtatte. Wie mich die Augen ſchmerzen, und dabei ſehe ich nur noch durch das Gitter der Wimper. Alles dunſtig und verſchleiert. Wenn ich nur erſt zu Hauſe wäre, die Fenſter will ich verhängen, daß es ganz dämmerig im Zimmer ſein ſoll. Ob ſie dann wieder bei mir ſein wird? Ich ſchwanke im Gehen wie ein Trunkner. Wie endlos der Weg, und ich laufe doch ſo ſchnell, ſo ſchnell. Alles iſt dunkel! Ich reiße die Augen auf, ich bin ja doch gar nicht müde — — — gar nicht — müde. — Mir iſt, als ob Bleigewichte an den Lidern zögen.

Zu Hauſe falle ich auf das Bett, beiße in die Kiſſen, weine, ſchluchze, daß es mich nur ſo wirft. So habe ich wohl zwei Stunden gelegen. Aber dann konnte ich nicht mehr. Ich bin aufgeſprungen und habe ihr geſchrieben, einen langen Brief, an Frau Martha John, geborene Günzel. Ich habe ihr alles geſchrieben, wie entſetzlich unglücklich ich bin, und daß es wohl nicht lange mehr mit mir weiter gehen würde, ich fühle mich ſehr krank; ich dankte ihr aus tiefer Seele für all das Gute, das ſie an mir gethan hätte, und wenn ich mein Leben überſehe, wäre die Zeit, welche ich mit ihr zuſammengeweſen wäre, wie ein

Glanzlicht mitten im ſchwärzeſten Schatten. Ich habe ihr geſchrieben, daß ich es ja jetzt ſagen könnte, wo uns viele Meilen Meer und Land trennen, und wo ſie die Frau eines anderen iſt, daß ich ſie geliebt habe, wie ich nie einen Menſchen auf der Welt geliebt habe, und daß ich ihr alles Gute wünſche, und daß es ihr in der Ehe ſo gehen möge, wie ſie es verdient. Sie hätte mir ein Stück Glauben an die Menſchheit wiedergegeben, ſie hätte mich gelehrt, zu verſtehen, — daß das Leben alles iſt, und uns allen geben kann. Das habe ich ihr geſchrieben, ſo wie es mir aus dem Herzen kam. Aber davon, wie ich leide, wie ich mich nach ihr ſehne, Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute, davon habe ich ihr nicht geſagt. Was ſoll es ihr auch?

Mittwoch.

Heute habe ich ſie nicht auf der Straße geſehen. Ich war die ganze Nacht und den Tag ruhiger, es iſt, als ob der Brief mich entlaſtet hätte; aber als ich heimkam und die Thüre ſchloß, war ſie plötzlich bei mir und ſtand neben mir; ich ſah ſie an, ja, ſie war es. Ich erſchrack nicht, ich ſtreckte ihr die Hand hin, und ich fühlte, wie ſie die meine berührte. Ich zählte halblaut die Stufen — wie damals; ſie glitt unhörbar neben mir. Sie trat mit mir ein. Ich ſchloß die Thür und ließ mich auf einen Stuhl fallen. Ich weiß, ſie iſt wieder bei mir, und das macht mich merkwürdig ruhig. — Mir kommt es vor, als ob ihr Atem mich ſtreift, denn ein warmer Hauch weht plötzlich durch das Zimmer. Ich fühle, trotzdem ich es nicht ſehen kann,

wie Marthas Blicke auf mir ruhen. Ich ſitze ſtill, ganz ſtill, wage nicht, mich zu regen, denn ich fürchte, daß jede Bewegung von mir ſie verjagen könnte. Auch Martha ſpricht nicht, rührt ſich nicht; aber ſie ſieht mich an, ich fühle es. Draußen beginnt es zu dämmern; zwiſchen den fernen Fabrikſchornſteinen zeichnet ſich ein heller Streifen; im Zimmer werden die Gegenſtände von Sekunde zu Sekunde deutlicher. Martha ſitzt mir gegenüber, blaß und müde, ihre Lider ſind leicht gerötet. Ein Moment ſehen wir uns an, in unſer beiden Augen ſtauen ſich Thränen. Ich will etwas zu ihr ſagen, — ſie iſt fort. Das Zimmer ſo eigenartig hallend und leer, überall nur das Echo meiner ſelbſt. Ich taumle zum Bett, wie ein Sack Mehl ſchlage ich auf. Noch eine ſolche Nacht!!

Donnerstag.

Wie belebt das noch auf der Straße iſt. Vergangenen Sonnabend kaum eine Katze und heute. Ja, es iſt aber auch ein Prachtwetter! Der Himmel wolkenlos, ſchwarzblau, und Stern an Stern in wunderbaren Muſtern und Figuren. Gleich friſchem Gebäck ſtrahlt die Erde einen weichen, feuchten Dunſt, eine ſinnliche Wärme aus. Das Licht der Laternen bildet nur kleine Kreiſe in der ſchweren Luft, die im lüſternen Halbdunkel zerfließen und gemach in ſatte, ſammetſchwarze Tiefen übergehen. Überall in den Vorgärten lebt und wogt es in tauſend Hälmchen und Fiederchen, in den erſten, geſpenſtig-weißen Blütenköpfen, die grell aus der Dunkelheit hervorſtarren. Der Schein

der Gasflammen durchleuchtet die jungen Blätter der Linden und wirft ein bewegliches Gewebe goldgrüner Flecke und Linien auf den Boden.

— — Und dann wieder sammetschwarze Nacht, träge, fast greifbare Luft, ferne, verlorene Klänge und eine Flut von Düften. Jede Pflanze, jedes Ding duftet, als ob es einen Teil seiner Seele geben müßte.

Überall flüstert und schäkert, küßt und lacht es um mich, und dazu die Nacht, die warme, sammetschwarze Nacht und der Duft, der schwere, berauschende Duft.

Das beklemmende Gefühl des Alleinseins zwischen all diesen Menschen durchzittert mich mit ungekannter Macht. Es treibt mich, ihm zu entfliehen, rastlos durch das Netzwerk der Straßen. Aber überall um mich, da küßt und lacht, gährt und duftet es. In zärtlicher Gelassenheit schleichen Liebespaare an mir vorüber, sie sehen sich in die heißen, müden Augen und küssen sich verstohlen. Wie mich das anwidert. Ich laufe, als wären sie mit Bluthunden hinter mir her. Ich muß sie heute sehen. Ich stehe einen Augenblick. Nein! Nein! das ist sie nicht. Ich laufe, ich laufe, als hätte ich gestohlen und doch sind meine Tritte kaum hörbar, weich, gedämpft, als ginge es über schwarze Teppiche. Ich habe keinen trocknen Faden mehr auf dem Leib. Endlich habe ich sie hinter mir zurückgelassen. Wieder die vornehmen Straßenzüge in langen, verschwimmenden Linien, wieder mit glänzenden Fenstern mit Portalen und Sandsteinfiguren. Hier war es. Da drüben ging sie. Ob sie heute wieder zu mir kommen wird? Zu mir? Auf mein Zimmer?

Schatten tauchen neben einer Laterne auf und verſchwinden wieder. Stimmen, lautes, erregtes Sprechen, doch nicht nach Worten zu verſtehn. Nur ein polterndes Männerorgan, ſcheinbar eine Kette zorniger Vorwürfe, und dann ihre — Marthas, — Stimme bittend abwehrend. Ich lauſche wie verſteint. Von Sekunde zu Sekunde wächſt die Spannung. Plötzlich ein Weinen, ein Schluchzen, das ſich mit elementarer Gewalt von ihr losringt. So weinte ſie damals, ehe wir Abſchied nahmen. Der Uhrmacher!! Ich erwürge ihn! Ich will mich auf ihn ſtürzen. Zwei fremde Geſichter ſehen mich an. Zwei fremde Geſichter!! Ich taumele gegen einen eiſernen Zaun, halte mich an den Stäben, um nicht zur Erde zu gleiten. Die Anklage wird ſchüchtern und zweifelnd, das Schluchzen tönt fort. Die Anklage verſtummt. Die Männerſtimme wird gedämpft, flüſternd, faſt bittend; die andere weint noch ſtill in ſich hinein. Die Männerſtimme wird ganz leiſe, ſchmeichelnd; das Schluchzen verſtummt. Unter der nächſten Laterne taucht ein Doppelſchatten auf und verſchwindet. Klar abgeſetzt ein ſchallender Kuß. Noch einer, noch einer, noch einer. Ein Meer von Küſſen ergießt ſich durch die ſtille Straße. Wütend, nagend, wie Hunger ergreift mich eine wilde Sehnſucht. Ich falle zu Boden und ſchlage mit Armen und Beinen um mich. Nein! Sie ſollen mich nicht forttragen. Ich bin ganz klar. Ich weiß, was ich thue und rede, ich bin vollkommen meiner Sinne mächtig. Der Uhrmacher hat ſie alle gegen mich aufgehetzt. Aber ich will mich wehren. Nein, nein, ich will doch fliehn. Sie ſind mehr als ich. Kämpf' nie

mit einer Übermacht, und ſeiſt du ſelbſt ein alter Elefant. — — — Ich glaube, ſie ſind fortgegangen. Ich wage, mich umzuſchauen. Ganz leer. Ganz weit. Keine Menſchenſeele.

Daß ich noch gehen kann, da mir doch jeder Knochen einzeln gebrochen iſt!! Ich werde mich im Panoptikum ausſtellen laſſen. „Der Mann ohne Knochen“. Dann verdiene ich Geld, viel Geld, Billionen; und dann kaufe ich ſie ihm wieder ab. Er hat ſie mir ja auch nur abgekauft. Ich mache das Geſchäft rückgängig. Das geht im kaufmänniſchen Leben.

Ja — und dann am Morgen, als die Sonne über dem Waſſer aufging und ein ſchwarzer Strich von Wildgänſen hoch oben — — —

Heute Nachmittag werde ich nach dem Panoptikum gehn, und mit dem Herrn ſprechen. Ich werde gar nichts mehr ſchreiben. Nichts! Gar nichts! Ich bin ein Genie. Ein Genie braucht nichts zu ſchreiben. Dann werde ich ——

Ich werde meine Wirtin rufen, ſie ſoll bei mir bleiben. — Ich habe ſolche Angſt, ſolche entſetzliche, furchtbare Angſt!!

Der Wert des Lebens

Es giebt eigene Herbſttage, an denen ſich das Licht unmerklich in Dunkelheit wandelt, an denen die ſtille Luft grau und feucht iſt und ſich ein Schleier über die Straßen ſenkt. Aus dem zähen Nebel löſen ſich dann gleichmäßig Tropfen, welche alles mit naſſem Glanz überziehen; nicht ſchneller, nicht langſamer fallen ſie, in ewigem Gleichklang zerſpringen ſie auf den Pflaſterſteinen, hängen ſich wie Thränen an die Kanten und Geſimſe, löſen ſich, zerſtäuben knatternd, um neuen Thränen Raum zu geben. Dieſer eintönige, müde Tropfenfall dringt ſelbſt bis in das Innere der Zimmer und giebt eine leiſe, klagende Begleitung zu allen Worten, die man ſpricht.

Und es wird viel geſprochen in dem kleinen Hinterzimmer des Reſtaurants, aber immer klagen die Regenlaute mit; gewichtig oder leiſe, ſchnell oder langſam, allem fügen ſie ſich ſummen, ein ewiger Wiederklang. Acht oder zehn Leute haben ſich hier zuſammengefunden, meiſt Studenten, ein Beamter auch ein Buchhändler unter ihnen, alles junge, halbflügge Menſchen, ſo zwiſchen zwanzig und vierundzwanzig Jahr. Allwöchentlich treffen ſie ſich hier, und einer von ihnen hält einen Vortrag, die anderen beſprechen und beſtreiten das Geſagte. Alle nehmen es ernſt mit den Dingen, und es ſind auch meiſt ernſte Dinge über die ſie diskutieren.

Der gewandteſte Redner hat heute das Wort; über den „Wert des Lebens“ handeln ſeine Ausführungen. Erwartungsvoll ſchweigt man, und er beginnt, wie jeder Sprecher, der ſeiner Sache ſicher iſt, entſchuldigend: Gewiß habe er nicht die Abſicht dieſes Thema zu erſchöpfen, denn könne er es, thäte er es — er ballt die Rechte zur Fauſt und öffnet ſie wieder mit wegwerfenden Geberde, — ſo hätten wir des Rätſels Löſung; er wolle nur im Großen den Gang der Entwicklung geben, zeigen, oder zu zeigen verſuchen, wie ſich dieſes Problem in den geiſtreichen Häuptern der verſchiedenen Zeiten abgeſpiegelt hat, wie ſie nach einem Ausgleich geſtrebt haben; und zum Schluß würde auch er — hier faßt er den Tiſchrand mit beiden Händen, lehnt ſich zurück und legt den Kopf zur linken Schulter — mit ſeiner eigenen Meinung nicht hinter dem Berge halten. Doch wünſche er, deshalb nicht als anmaßend betrachtet zu werden, wenn er es wage, nach dieſen ſeinen berühmten Vorrednern auch ſein beſcheidenes Scherflein beizutragen; denn im letzten Grunde nicht die Anſchauung anderer, ſondern die eigene iſt es, welche hier einzig gültiger Maßſtab ſein darf.

Und nun mit der Sprache des Dozenten, klar, ruhig, in wohlgefügten Perioden giebt er das Bild hiſtoriſcher Entwicklung; ſeine kurzen und knappen Urteile zeugen von philoſophiſcher Schulung. Die anderen lauſchen erſtaunt, ob ſolcher Wiſſensfülle, hier rückt wohl jemand mit dem Stuhl, oder giebt dem eintretenden Kellner ein Zeichen, ihm das Glas neu zu füllen, dort notiert ein anderer auf-

merkſam in wichtiger Haſt, um nachher deſto ſchärfer widerſprechen zu können, hier unterbricht ein Zwiſchenruf jemandes, der irgend etwas beſſer gelernt haben will. Raſch geht es vorwärts, Hauptvertreter von Weltanſchauungen, blankgemünzte Schlagworte der Syſteme, in ſchneller Folge mit klaren Worten, ſicher, beſtimmt vorgetragen; wenig Bejahung, viel Verneinung, — hie und da mit dem Bleiſtift, den der Redner zwiſchen Daumen und Zeigefinger hält, ein kleines Häkchen gezogen zu einem launigen Seitenhieb gegen Leibniz oder einen Materialiſten; ein feines verurteilendes Lächeln für Kant's „Ding an ſich", Schopenhauer ausführlicher behandelt, Hartmann, Dühring nur erwähnt, Nietzſche halb anerkannt, aber in ſeinen Folgerungen mit Spott ad absurdum geführt. Und nun zu ihm ſelbſt, nicht, daß er es wagen möchte nach denen, welche durch ihn hier geſprochen, auch zu ihnen zu reden, aber — hier ſenkt er den Kopf — mag ſeine Stellung zum Leben auch niemand etwas angehen, als ihn ſelbſt, ſo mochte es doch manchen intereſſieren: — hier hebt er den Kopf wieder und blickt im Kreiſe umher — wie denkt der andere darüber? Fühlt er dasſelbe, wie ich? Der Wert des Lebens, des Seins, des Alls — ignorabimus — ein Nichts; und nun der Wert meines Daſeins — folgerichtig — ein Nichts! Doch — er ſtützt ſich auf den linken Arm und erhebt die Rechte — mögen wir auch den Entzweck des Beſtehens nie ergründen können, unſer Daſein hat Wert; in dem unendlichen Kreiſe bewegen ſich Milliarden von kleinen Kreiſen, ſie verbinden ſich, greifen ineinander, ſie ketten ſich zu Gemeinſchaften, dieſe Gemein-

ſchaften entwickeln ſich, ſie ſchreiten vorwärts, bewußt, unbewußt nützt einer dem andern; ungekannten Zielen, ungeahnter Vervollkommnung der Lebensformen ſteuert man entgegen; mag die Welt untergehen, wie ſie entſtanden, mag man uns heute, morgen hinaustragen, was ſchadet es, hatten wir den Fortſchritt erſtrebt, ſo hatte unſer Daſein Berechtigung. Der Nutzen, den der Einzelne der Geſamtheit leiſtet, das iſt der Wert des Lebens. Wohl wage er es nicht zu leugnen, daß das Leben meiſtens nicht mehr iſt als die mit unabläſſiger Mühe und ſteter Sorge, im Kampf mit der Not, täglich errungene, kärgliche Erhaltung dieſes Daſeins —"

„Schopenhauer!" ruft der eifrig Notierende, hocherfreut, dieſes Citat erkannt zu haben.

„— und daß die Zahl der Unluſtgefühle Legion; aber doch ſtehen, wie Feldherrn, wie Cäſaren, über ihnen die wenigen Luſtgefühle; ſie ſind es, welche doch die Oberherrſchaft führen, und das Höchſte, was uns das Daſein bieten kann, iſt der Geſamtheit zu nützen. Der Wert des Einzeldaſeins liegt im Fortſchritt der Geſamtheit." —

Kaum hat er geendet, ſo beginnt die Diskuſſion, viele drängen ſich zum Wort. Nein, das ginge nicht, hierin müſſe Ordnung walten, der Vorſitzende müſſe eine Rednerliſte führen, ruft der kleine rothaarige Juriſt, — der gleiche, welcher ſo eifrig notiert hat, — und er bitte ſofort ſeinen Namen zu vermerken; er danke dem Redner für die ſo geiſtvollen Ausführungen, nur hätte er ſich hier einige

wenige Punkte vorgemerkt, in denen sie nicht ganz gleicher Meinung wären. Und nun fängt er an, den Vortrag zu zerstückeln, wie eine Hausfrau ein Huhn tranchiert; überall setzt er ein mit Sophistik, mit Logik, mit juristischer Spitzfindelei, und zum Schluß weiß der Redner kaum noch, was er selbst gesprochen hat. Der Angreifer findet Parteigänger, der Redner Hilfe und wutentbrannt, aber unentschieden wogt das immer hitzigere Wortgefecht.

„Ich möchte jetzt die Liste schließen, oder glaubt noch jemand etwas beibringen zu können" — „Sie, Herr Winkler?"

„Ja."

„Ich habe sie schon vorgemerkt."

Der kleine, rote Jurist, wirft dem Vorsitzenden einen Blick zu, als ob er meint: Was will denn der? Wie kommt denn der Buchhändler, der das ganze Jahr den Mund nicht aufthut, dazu, hier mitzureden?

„Herr Winkler, — bitte!" —

Der blasse, junge Mensch steht langsam auf und stößt den Stuhl zurück. Verlegen reibt er seine großen, roten Hände und beginnt ganz leise und zaghaft: Man müsse Nachsicht üben mit ihm, er sei kein Redner und wisse kaum, ob er jetzt hier etwas zu sagen haben würde. — —

Schon stockt er, draußen summt der Regen — die anderen sehen sich gegenseitig an, lächelnd, was wird denn nun kommen?

— — Aber er möchte sprechen, denn keiner hätte das berührt, was er vorbringen wolle, was seit Jahren mit Centnern auf ihm laste; er hätte gar noch nie Philosophie

getrieben, ja, er fürchte ſogar das edle Wort „Metaphyſik“ nicht einmal richtig anwenden zu können. — —

Der kleine Juriſt ſchmunzelt überlegen.

— — Und das, was er hier ſagen wolle, das wären alles Dinge, die nur geahnt werden könnten.

„Aha, Spiritiſt! ruft der Kleine, welchem es nie an Gattungsworten fehlt.

— — Nein, ſo klar wie ſein Vorredner könne er nicht über Wert und Unwert des Lebens urteilen, er wolle es offen bekennen, er finde ſich nicht zurecht, ihm ſeien alles dunkle Myſterien, unheimlich, unbegreifbar; alles ſähe ihn an, wie feurige Augen aus tiefer Nacht. — Er ſchiebt den Stuhl zur Seite und ergreift die Lehne. — Er wiſſe nicht, wer er ſelbſt, weniger noch, wer die andern; das Leben treibe ihn, wie ein ſegelloſes Schiff, das Wind und Wellen heben, ſenken, werfen; woher? wohin? Nichts weiß ich, und die andern treiben Nachts an mir vorüber, und wir rufen uns an von Bord zu Bord und wir tragen uns Grüße auf; wir wollen einander Dinge anvertrauen, die im Innern unſerer Seele ſchlummern, wir wollen uns von den Küſten erzählen, zu denen wir treiben, und der Nebel verſchlingt unſere Worte, ohne daß ſie das Ohr des andern treffen. Sind Sie einmal an einem Herbſtabend über das Feld gegangen, hier zwiſchen den Gärten hindurch, vor der Stadt? Nicht im Frühling, nicht im Sommer, im Herbſt muß es ſein, wenn die Sonne ſtirbt und die fernen roten Mauern im Widerſchein flammen, im Herbſt, wenn draußen alles in's Große, Breite, Herbe, Knochiche aus-

gewachſen, wenn die letzten Levkoyen auf den Beeten wie zornig in den Abend duften, und über den üppigen Gängen von Dahlien und Georginen die großen Sonnenblumen ſchwarz gegen den Himmel ſtehen, dann, wenn alles lebensüberdrüſſig wartet im erſten Reif zu ſterben, dann muß es ſein, des Abends, wenn ſie dir entgegenkommen die Städter, wenn es an dir vorrüberzieht, nach ihren Schlafſtätten, und du ohne zu wiſſen, wohin, in die ſinkende Nacht irrſt, wie ein herrenloſer Hund. Dann zu zweien, in Trupps, in Famlien an dir vorüber und jeder geht heim. Was wollen ſie nur alle? Warum gehen ſie jetzt ſchlafen? Die Kinder werden älter werden, werden heiraten, werden wieder Kinder zeugen. Wozu? Was ahnen ſie, was wiſſen ſie vom Leben? Sie werden arbeiten und ſterben. Was biſt du ihnen? Was ſind ſie dir? Und ſie blicken erſtaunt auf dich ob deiner großen, fragenden Augen. Alle ſind ſie müde wie du und gehen ſchlafen, aber ich kann nicht ſchlafen, ich will jede Minute leben, jede Sekunde, ich will nicht vergeſſen, wie die da. — O wie furchtbar iſt es, wenn die Zeit an uns vorüberſtreicht; was eben noch Gegenwart war, wird Vergangenheit, das gleitet und gleitet und ich greife hinein, aber nicht ein Kügelchen kann ich halten, wie Waſſer rinnt es mir durch die Finger. Das ängſtigt mich dann ſo, daß ich nichts thun kann, nicht denken, nicht leſen, kaum ſtehen und gehen, daß ich am ganzen Körper zu zittern beginne und weinen möchte. — —"

Niemand achtet mehr, daß der Sprecher im Zimmer auf und nieder geht und die Hand an die Stirn hält, er

er redet einmal ſchnell, einmal zögernd, leiſe; kalt, hart, roh, dann wieder brennend, innig. Die Worte werden hervorgeſtoßen, ſie löſen ſich von ihm. Draußen auf den Fenſterbrettern ſummen die Regentropfen leiſe Begleitung.

„— — Ich haſſe die Zeit, wie nichts in dieſer Welt, wenn ich daheim bei meinen Eltern ſitze, und ich fühle, wie ſie dem Tod entgegentreiben, ich empfinde, wie langſam das Kalte in unſern Kreis tritt, wie mir ſein Gruß ſchon jetzt über das Haar ſtreift, jede Minute kann es da ſein und jede Minute vergällt mir die Ahnung ſeines Kommens. Wir ſitzen nur zuſammen im Zimmer, wir haben uns gar nichts zu ſagen, wozu ſollten wir auch reden, wir ſehen uns nicht einmal an, und doch fühlt jeder ſo warm die Gegenwart des anderen. — Ach, wüßte ich, ich käme doch einmal wieder, und dann würden meine Träume wahr werden, ich hätte ſchon längſt abgeſchloſſen, — aber dann — hier bin ich ſchon einſam, doch unten — habt Ihr ſie einmal ganz begriffen die Worte: Laß mich im düſtern Reich, Mutter, mich nicht allein? Ja, ich will es bekennen, ich fürchte mich, ich habe ein Grauen, ich will leben, Leben iſt alles, jeder Atemzug iſt Glück; und doch läßt es uns ſo einſam, ſo elend, im Schoß der Mutter, an der Bruſt des Weibes, wir ſind immer allein — —“

Dem kleinen Juriſten ſcheint es plötzlich, als ſähe er ſeinen Nachbar etwas verſchwommen und er wiſcht die Augen.

„— Ich wüßte, wie das Leben ſein ſollte, ich wüßte was es mir geben ſollte, wenn ich durch einſame Straßen

gehe, in ſtillen Nächten ſchwebt es vor mir. Frühling ſoll um mich ſein und Blumen und Jugend, mit jedem Atemzug will ich genießen, zuſchauen, wie es ſich entfaltet, ſtill, ruhig, wie eine Pflanze will ich ſelbſt wachſen, gedeihen, reifen. Nachts ſollen noch Küſſe auf meinen Augen brennen und Klänge ſollen mich umſchweben. Keine Zeit ſoll es geben für mich, keinen Raum, ich will nicht wiſſen, daß ich einmal ſcheiden muß, ich will nur leben, und dann will ich früh oder ſpät von hinnen gehen, wie der Herbſtwald ſtirbt am Morgen nach dem erſten, ſtarken Froſt — weiß iſt der Boden überzogen, die Sonne ſteigt, ein blutiger Ball, küßt noch einmal das rote Laub, und es fällt, taumelt, gleitet zu Grab. So will ich ſcheiden. Vom blauen Griechenmeer ſoll mir das Leben Grüße gebracht haben und von den fernen Tropen mit ihren Feuerfarben, von weißen Tempeln in grünen Lorbeerhainen und von den blitzenden Paläſten Venedigs; ſchöne Frauen ſollen mich umfangen haben und mir das Haar aus der Stirn geſtrichen haben — — —. Das alles ahn' ich, wenn ich durch kalte naſſe Straßen gehe, wenn ich nach hellen Fenſtern ſchaue, wenn ich Bücher ſortiere, oder Zahlen an Zahlen reihe."

Er ſchweigt einen Augenblick. Die Stille zittert. Der Regen ſcheint aufgehört zu haben, hie und da löſt ſich nur noch ein ſchwerer klatſchender Tropfen.

„Hoch oben auf dem Berge ſoll man mich begraben, wo mein Hügel weit über das Land ſehen kann, auf die roten Dächer der Dörfer hinab, über Wald und Feld, bis

zu dem fernen Münſter; das Flußband ſoll wie eine ſilberne Schlange ſich mir zu Füßen ringeln, und jeden Frühling werden neue Blumen ſprießen, Crocus und Veilchen, weiße und gelbe Anemonen. —"

Der Sprecher iſt rot geworden. Jetzt ſetzt er ſich ſtill hin. Niemand antwortet.

„Der Referent hat das Schlußwort" ſagt nach einer ganzen Weile der Vorſitzende.

„Ich hätte nichts mehr zu ſagen."

Ein Gruß

Digitized by Google

Wir lieben einander nicht, ich und das Leben. Warum ſollt ich es auch lieben? Es verſchanzt ſich ja gegen mich und duldet mich nur als Zaungaſt. Manchmal winkt es mir wohl näher zu treten, aber ich finde das Thor nicht und der hohe Zaun ſtarrt von ſpitzen Nägeln und ſcharfen Glasſcherben. So bleibe ich draußen, einſam, abgeſchloſſen von allen und ſehe, was ich durch meinen Spalt erhaſchen kann, hier ein Eckchen, dort ein Winkelchen vom großen Leben. Doch ſelbſt am Schauen habe ich nur ſelten Freude, nur ſelten Verſtändnis für das Erſchaute. Oft, wenn ich es mit den Gedanken umſpannen will, ſtehe ich ratlos in dumpfer Beklommenheit; wie eine lange Flucht unheimlicher, leerer Zimmer liegen dann meine grauen Tage vor mir und ſo müde — ſo müde trotte ich durch ſie hin, wie in wirren, beängſtigenden Träumen, taub, blind gegen alles. Aber dann wieder ganz urplötzlich iſt es — als weitete ſich mein Blick; ich erkenne den Austauſch der Kräfte, ich fühle wie das alles ineinander greift mit den tauſend Zähnen, ich empfinde die Rätſel, das Endloſe, die Wiederkehr, ich ahne wie all dieſe Schickſale ſich abſpinnen in ewigwechſelnder Gleichförmigkeit, ich ſehe alles kreiſen, ſich bewegen, hin und her wogen, zittern; ich erkenne, wie die einzelnen, da nur Ziffern in den endloſen, ſich verjüngenden Reihen;

immer tiefer fällt mein Blick in die schwarzen Abgründe — doch schon umschleiert er sich, müde und stumpf trotte ich wieder dahin, wie durch leere unheimliche Zimmer — durch meine grauen Tage.

Es hat mich wieder gegrüßt das große, gewaltige Leben; grade, als ich es am wenigsten erwartete, enthüllte es sich meinem Blick.

Auf einer Eisenbahnfahrt war es.

Hin und her, her und hin fliegt diese Remise auf Rädern; das hämmert, poltert, dröhnt, als sei eine Schmiede unter dem Wagen. Für Vieh ist dieser Kasten einmal bestimmt gewesen, jetzt ist er zur Menschenbeförderung umgeschaffen worden. Mit Latten hat man in ihm Verschläge abgeteilt und schmale Holzbänke hat man an den Wänden entlanggezogen. Durch kleine vergitterte Fenster sieht das kahle, weite Land herein in diese Enge, in der alles von Kohlenstaub starrt — sieht wie sie da gedrängt auf den Bänken sitzen, wie sie auf Koffern und Kisten hocken, wie sie umherstehen, sich an die Wände lehnen, dieses bunte Menschengewirr. Bei jedem neuen Haltepunkt strömt es ab und zu von Landarbeitern, müden, abgearbeiteten Menschen. Sie sitzen vornüber gebeugt, halten in großen, schwieligen Händen Hacken und Geräte, erhitzt, bestaubt, mürrisch kommen und gehen sie. Mädchen und Frauen aus den Zuckerfabriken drängen sich herein, eine ganze Schar, in blauen Kattunkleidern, in roten Kopftüchern, sie lachen und stoßen einander. Fast merkbar von Viertelstunde zu Viertelstunde verschiebt sich das Bild, ändert sich der Menschen-

ſchlag, der Geſichtsſchnitt, die Klangfarbe der Stimmen. Die hellen, lebhaften Töne des Sächſiſchen werden ſelten, die Worte fallen langſamer, breiter, dumpfer, ſchwerfälliger in den gaumigen Tonlagen des Platt.

Mit dem nahenden Abend wird es ſtill im Wagen, jetzt geht es nicht mehr ab und zu wie in einem Taubenſchlag. Jetzt lacht man nicht mehr und ſchwatzt nicht mehr, jetzt iſt man ernſt, ſtumm und müde, wie das Land, das man durchſchneidet. Rechts und links dehnt es ſich — ein weitauswogendes Meer. In ſanften Geländewellen reiht ſich Hügel an Hügel, dazwiſchen weite Mulden und Thäler, alles fließend, auf- und abſteigend in langen Linien; alles geteilt durch die Bebauung der Felder. Dort ſchon wogende Winterſaat, hier der Sommerroggen, noch wie grüner kurz geſchorener Peluche, als ſollte man mit der Hand über ihn hinſtreichen, und dazwiſchen immer wieder die weiten braunen Flächen der Rübenländer, betupft von tauſenden junger Sprößlinge, bezogen von dieſen grünen Punktreihen, gleichmäßig, haarſcharf, als hätte man es mit Lineal und Zirkel ausgemeſſen. Keine Buſchketten trennen die Felder, kaum daß eine einſame Pappel wie eine belaubte Telegraphenſtange in den Himmel zeigt. Gleich grauen Steinhaufen liegen an fernen Hügelrändern, in tiefen Senkungen einſame Dörfer, die nicht einmal ihr Elend grün umkränzen. Dort wo der Himmel auf den Fernen laſtet, ſpannt ſich ein ſtaubiges, blaugraues Band um den wolkenloſen Horizont, die Sonne iſt in dieſes Blaugrau hinabgeſtiegen bis auf einen ſchmalen, blitzenden Goldreif. Hoch oben aber

wölbt ſich der Himmel ganz klar, rein, blau, nicht tiefer, nicht heller, gleichmäßig lichtdurchtränkt; ſtarr, wie das erſtarrte Land ſelbſt.

Keiner der Reiſenden ſchaut hinaus. Alle ſitzen ſtill und verſunken, ſie fahren ſchon lange und wollen noch weit; dort lehnt einer in der Ecke, dort kauert ein anderer auf einem Koffer, dort hat einer eine rote Decke über den Rücken geſchlagen und ſchnarcht mit offenem Munde; ſein Reiſegefährte liegt in einer unmöglichen Gliederverrenkung halb auf der Bank, halb auf einem Korb. In dem Winkel ſitzt ein junger Menſch in der Tracht eines Bergmanns und kaut an einer Cigarre. Neben mir ein Mann von dreißig Jahren, das Geſicht braun und runzlig, wie eine Morchel, die Backenknochen breit, das Haar ſchwarz und ſchlaff, die Blicke lauernd uud unſtät; frierend reibt er lange Hände mit ſchmalen beweglichen Fingern. An der Fenſterwand ein Menſch mit weiten Beinkleidern, doppelreihiger Weſte, buntem Ships, ſcharzem Gehrock, alles ſchon abgetragen, aber doch ſorgſam behütet. Er iſt jung und friſch von Farben, mit hellen Augen in gutmütigem Geſicht. Aus dem Nebenraum, den eine Wand mit vergitterten Luken von uns trennt, klingt das Beten ruſſiſcher Juden. Wenn man hindurchblickt, ſieht man, wie ſie daſtehen mit ihren hohen ſchwarzen Lammfellmützen auf den Köpfen, ihren langen Pelzmänteln; wie Uhrpendel ſchwanken und wippen ſie, und als ob ſie aufgezogen wären, leiern ſie leiſe ein gleichmäßiges rhythmiſches Gebrabbel. Es giebt große ſchöne Menſchen unter ihnen, mit klaren, klugen

Augen und milden Christusköpfen. Aber ihre Frauen sind klein, dick, von grauer Gesichtsfarbe, die Kinder hängen an ihnen. Kinder, viele Kinder, von ganz kleinen, schreienden Kerlchen bis zu den bewußten Bürschchen klettern auf den Gepäckstücken, knabbern an Brotschnitten und zanken sich.

Eine Magd wandert mit ihnen aus; sie ist eine blonde, dicke Person mit kreisrundem Kopf, sie drückt seit Stunden Nase und Stirn gegen die Scheibe und starrt hinaus. Ihr Gesicht ist Staunen; immer Menschen, immer neue Menschen da und da, da unten, da jenseits des Hügels, überall leben Menschen in den grauen Dörfern, überall bebauen sie Felder, dort berghinan, schmale Steifen, dort im Thal grüne Carreaus; und das geht nun schon seit Tagen so, kein Ende, gar kein Ende; und dann kommt das große Wasser, nur Himmel und Wasser, wochenlang — ja — dann wieder Menschen und Dörfer; ich verstehe sie nicht, und die hier verstehe ich auch nicht; ich glaube, sie wissen nicht einmal, daß ich auf der Welt bin! so mag sich dämmernd in ihrem Hirn die Welt malen.

Mein Nebenmann fährt plötzlich mit der Hand in die innere Brusttasche, holt ein Büchelchen heraus und beginnt scheu schmutzige österreichische Papierscheine zu zählen, immer wieder blättert er sie durch und flüstert halblaut. Plötzlich reicht er mir mit seinen langen Fingern eine blanke Münzen.

„Ja?"

„Wie?"

„Haben's schon g'sehn?"

„Was?"

„Die neuen Kronenſtück' — kennt man hier nicht."

„Nein. . . . Reiſen Sie weit?"

Er zeigt mit der Hand.

„Fahren Sie ſchon lange?

„Seit geſtern abend. . . . Geſtern bin ich von Tſchernoſchin gefahren."

„Wo iſt das?"

„In Böhmen."

„Morgen früh bin ich in Bremen. Morgen um zwölf Uhr geht's fort."

„Wohin?"

„Nach drüben. Nach Amerika. Ich habe Furcht."

„Wie lange fahren Sie?"

„Zehn Tage." Er neigt ſich zu mir und flüſtert: „Davor nicht, aber ich habe noch Übung zu machen, daheim beim Militär, ſie brauchen nur zu depeſchieren, nehmen 's mich feſt und dann bringen 's mich zurück, und ich muß auf Feſtung."

„Ach, warum ſollen ſie es denn merken? — Was ſind Sie denn?"

„Knopfdreher! Schlecht, ſehr ſchlecht bei uns! So viele! Drüben gut, ſehr gut. Iſt mir nicht leicht geworden, aber ging nicht mehr. Drei Kinder habe ich und Frau . . . ſollen alle ſpäter kommen."

Plötzlich iſt der in der Ecke mit dem roten Tuch aufgeſtanden, ganz langſam geht er auf uns zu und bleibt kurz vor uns ſtehen.

„Aus Tſchernoſchin ſind Sie?"

„Ja — bei Tſchernoſchin.“

„Kennen Sie Yuglitz?“

„Ja.“

„Kennen Sie Voerplitz?“

„Ja.“

„Ich bin ein paar Stunden davon — aus Ullitz.“

Meinen Nachbar ſcheint es wenig angenehm, den Landsman zu treffen.

„Gehen's nach New York?“

„Ja.“

„Was wollen Sie drüben? Drüben ſchon ſo viel Böhmen, können da gar keine mehr brauchen. Schicken alle wieder zurück.“

Mein Nachbar kriecht ganz in ſich zuſammen. Die Thränen kommen ihm.

„Für unſer Gewerbe aber gut,“ wirft er zaghaft ein.

„Knopfdreher? Ja?“

„Ja.“

„War mal gut.“

Der Mann zieht ſich in die Ecke zurück, legt ſich das rote Tuch um die Ohren und verſucht zu ſchlafen.

„I wat,“ wirft ſchwer ein breitſchulteriger Ökonom ein, der zugeſtiegen; er ſieht halb ſpöttiſch, halb mitleidig auf den kleinen, verhutzelten Böhmen. „‚Bliw in't Land und nähr' dich redlich‘, ſeggt man bei uns.“

Der kleine Böhme greift verſchüchtert in ſeine Taſche und beginnt wieder in den ſchmierigen Geldſcheinen zu blättern.

„Nein, drüben iſt nichts los,“ miſcht ſich jetzt der junge

Menſch am Fenſter ein, „ich war auch drüben; da verſprechen ſie einem goldne Berge, ſie geben umſonſt Land in Argentinien. Ja, was denn? Land giebt die Geſellſchaft ja, das iſt richtig, Land, ſo wüſt wie ein Steinhaufen. Aber wenn man es urbar gemacht hat und es fängt an Ertrag zu bringen, dann nehmen ſie es einem wieder fort — natürlich davon ſteht nichts darin in den Proſpekten — dann geben ſie einem ein neues Stück, und dann fängt der Tanz von vorn an. So machen ſie es. Und wenn Sie etwa meinen, daß Sie es drüben ſo leicht zu etwas bringen, da irren Sie ſich, da iſt alles noch viel überfüllter und viel ſchwieriger, wie bei uns. Ich habe nach vier Wochen die Naſe voll gehabt und habe mich nur gefreut, daß ich das Reiſegeld noch hatte. Sechs Wochen ſind wir unterwegs geweſen — eine ſchöne Zeit! Denken Sie," er wendet ſich zu mir — „da war nun ein alter Mann an Bord, der hatte drüben ſich ein Vermögen geſchafft, vierzig Jahre war er dageweſen und nun wollte er wieder nach der Heimat. Denken Sie — auf der Fahrt ſtirbt er. Des Nachts um zwölf wurden wir alle auf Deck gerufen, die Maſchinen ſtanden ſtill, das Licht war ausgelöſcht, aber die Sterne leuchteten ſo, daß man hätte die Uhr erkennen können. Der Kapitän ſprach ein paar Worte, wir nahmen alle die Mütze ab und gerade um zwölf Uhr ließen ſie die Leiche „über Bord". Gluck! — dann war ſie weg. Dann begannen die Maſchinen wieder zu arbeiten und langſam im großen Bogen fuhr das Schiff um die Stelle herum und nahm dann wieder den alten Kurs. Und ganz langſam

löſte ſich dieſer Halbkreis von Menſchen, der ging hier=, der dorthin. Keiner ſprach. Denken Sie — ſolch ein alter Mann, er will ſeine Heimat wiederſehen — und ſtirbt. Iſt das nicht merkwürdig?“

Der junge Menſch ſprach mit einer ihm eigenen Ergriffenheit.

Ich antworte nicht.

Das Land gewinnt ein neues Ausſehen. Ächzend und langſam ſteigt der Zug bergan. Vereinzelte gelbe Primeln ſtehen auf Waldwieſen. An den ſchmalen Wäſſerchen, welche in langen Streifen die ſaftgrünen Flächen durchziehen, ſcharen ſie ſich zu gelben Horden. Hier tritt der Buchenwald wie neugierig dicht heran, dort zieht er ſich ſcheu in weitem Bogen zurück und ſenkt geſchämig das Schutzdach ſeiner hängenden Zweige faſt bis zum Boden. Hie und da recken ſich — wie eingeſtreut in das flackernde Grün — ſchwarze Fichtenkronen empor, ſtreng, unbeweglich ſchneiden ſie in den roten Abendhimmel, als dränge das leiſe Flüſtern und Raunen der Tiefe nie bis in ihre kalte Höhe. Aber wo der Zug den Wald ſchneidet, ſchaut man hinein in grünlich dämmerndes Helldunkel ragender gotiſcher Hallen, und durch Blätter und Zweige bricht der Himmel ſprühend und tieffarbig, wie durch alte Kirchenfenſter.

Meer und Land umſpinnen meine Gedanken. Ich erkenne die ungeheuren, geheimnisvollen Kräfte, die uns im ewigen Wechſel erheben und niederwerfen, ich fühle den Austauſch, das Aufſaugen, ich ſehe, wie der Einzelne hin und hergeworfen wird, eine Münze, die von Hand zu Hand

wandert, ruhelos, hierhin, dorthin getrieben wird, bis ſie endlich glanzlos abgegriffen und ſtumpf ſich verliert. Ich ſehe, wie die Fäden ſchießen, und plötzlich jäh zerreißen; wie Tauſende ſich ächzend winden in dumpfer Beklommenheit, und wie lachend andere über ſie hinwegſteigen. Geweſenes, Seiendes, Werdendes, wie ferner Widerhall eines brauſenden Meeres tönt es in mir. Um mich, weit um mich die ſchöne, weite Welt, drüben der leiſe, atmende Wald, dort ein einſamer Weiler; ein Häherſchrei klingt herüber, fernes Hundegebell — und ich ratlos in dieſer Enge — ſo traurig . . . ſo traurig . . .

Unvergeßliches

Ich wohne mitten in der Stadt bedrängt von den Geräuschen der Straße, vergraben in einem Winkel dieses gewaltigen Steinhaufens, irgendwo eingekeilt zwischen anderen armseligen Existenzen. Ich wohne nicht allein, ich habe einen Zimmergenossen, einen jungen Menschen. Er ist Steindrucker von Beruf. Ich möchte wohl ganz einsam hausen, denn mich verlangt nach niemand, aber weil er die Hälfte der Miete zahlt — und die volle Miete mir zu beschwerlich fiele — muß ich ihn um mich dulden. Er stört mich auch nicht, der Steindrucker. Wenn er müde von der Arbeit heimkommt, liest er die langen Abende, und ich sitze schweigsam über meinen Dingen. So unsere Tage — nichts verlangend, nichts gebend, nur fließend. Wir suchen nicht einmal das Freie auf. Frühling und Sommer durchleben wir in dem wechselnden Grün der öffentlichen Anlagen, durch welche uns der Weg führt. Aber im Herbst, wenn es draußen zu sterben geht, wenn die klaren Tage kommen, die Tage, die sich über die müde Erde spannen, wolkenlos, ehern unbewegt vom ersten bis zum letzten Strahl, die Tage, welche sich wie trauernd von uns losreißen, um uns ganz allein zu lassen in früher Dunkelheit — dann im Herbst fühle ich tausendfach meine Schwere und Gebundenheit; dann regt sich in mir zehrend

wie Feuer eine Zugvogelſehnſucht, es iſt mir als müßte ich dem ſcheidenden Sommer ein Stück Wegs Geleit geben. Ich will dann über weite Flächen blicken, mein Auge ſoll keine Beſchränkung finden in der klaren, weißblauen Luft, ich will mich treiben laſſen, ſehnſüchtig, ziellos, ſpähend über weite gekräuſelte Waſſerbahnen. Dem letzten Goldblitzen der ſcheidenden Sonne will ich nachſchauen — als ob ſie nie wieder emporſtiege — ich will dem Gurgeln des Kielwaſſers lauſchen, bis mich endlich die Dunkelheit heimzwingt, zurücktreibt im meine engen ſchleppenden Tage.

Sonſt bin ich ſtets allein hinausgefahren; dieſes Jahr habe ich den Steindrucker mitgenommen, weil ich einen Steuermann brauche. Er wollte erſt nicht den Tag einbüßen, aber dann hat er doch eingewilligt.

Um Mittag ſind wir draußen. Hellblau dehnt ſich vor uns mit all ſeinen tiefen Buchten — gleich einer Kette von Seeen — der breite ſtille Fluß, hoch überwölbt vom wolkenloſen, lichtdurchtränkten Himmel. Alles iſt in leiſer, zitternder Bewegung, von haſtigen Strahlen überhüpft. Hier ſind weite ſpiegelglänzende Stellen, dort lange Streifen, plötzlich aufgerauht von einem ſpielenden Windhauch, der in lachendem Übermut hierhin und dorthin ſpringt. Wälder umgürten die fernen Ufer und rote Dächer winken von weither. Die Boote heben ſich ungeduldig, wiegen ſich, raſſeln an den Ketten. Um ihre Flanken ſpielen Netze von Widerſcheinen, laufen hinauf und hinunter, ſich ewig verſtrickend.

Immer weiter weicht das Ufer. Höher und höher

zieht der Himmel herauf. Die Bäume ſinken in ſich zuſammen und verſchwimmen im Spiegelbild. Die weiße Villa mit dem ſpitzen Turm zerfließt im Widerſchein; jede Grade ſchwankt, löſt ſich in gewellte Linien, zieht zitternd mit den gleitenden Flächen. Gleichmäßig rauſcht es um den Kiel auf, gleichmäßig wellen ſich — wo das tropfende Ruder das Waſſer verläßt — zwei Kreiſe aus, ſchneiden ſich mit anderen, größeren, flacheren Kreiſen und ziehen breiter und breiter dem Ufer zu. Der heiſere Schrei eines Waſſerhuhns aus dem mannshohen wogenden Schilf; der knatternde Flügelſchlag einer einfallenden Wildente — jeder Laut dringt von weither klar und hell durch die weiße Luft und verhallt, verſinkt dann in die große Stille.

Weiter treiben wir hinaus über die zitternden Flächen. Neue Blicke öffnen ſich; ganz niedrig ziehen die farbigen Streifen der Wälder vorüber. Inſeln tauchen auf mit bizarren Baumgruppen, bunt in ihrem Herbſtkleid; rot und gelb — goldig und purpurn — Buche und Ahorn; die Eiche grün; noch grün faſt entblättert, die braunen Kaſtanien, überall durchfreſſen vom Blau des durchblickenden Himmels — und dazwiſchen, ernſt wie aus ſchwarzem Baſalt geſchnitten, Tanne und Wacholder. In den Schilfgürteln rufen die Rohrſpatzen einander zu, wie Kinder die Verſteck ſpielen. Die Bleßhühner liegen tief — bis an den Hals — im Waſſer, tauchen unter bei unſerem Nahen, um weit draußen wieder emporzuſchnellen. In Plänklerketten durchſtreifen Droſſelzüge das ſchon helle Ufergebüſch; hier und dort hängen die Vögel an weißen Schneebeeren und

roten Ebereſchen; aber nur einen Augenblick, nirgends verweilen ſie. Laub fällt ohne äußeren Anlaß; wie totmüde löſt es ſich von den Zweigen, und gleitet zu Boden in einem gelben ſtäubenden Funkenregen, wird ins Waſſer getrieben und ſegelt, ſich kräuſelnd und drehend — eine Flotte gelber Boote — hinaus in das Ungewiſſe.

Wieder führt es uns von dannen. Schon liegt die Inſel wie eine ſtarre Feſtung in weiter Ebene, wie eine Feſtung die mit ihren Schießſcharten in roten Mauern, mit ragenden Ecktürmen drohend und feindlich über die weite Waſſerebene blickt.

Ganz ſchräg fallen Sonnenſtrahlen ein. Golden und bronzefarben leuchten jetzt die Uferbäume, im Kielwaſſer ziehen Silberſtreifen, blitzende Punkte ſpringen auf gekräuſelten Flächen. Wir laſſen das Boot treiben, wohin es nur getragen wird. Selten ein Ruderſchlag. Wir haben wenig geſprochen, kaum einander hingewieſen auf einen ſchnellenden Fiſch oder einen kreiſenden Habicht, auf einen fernen Dampfer der ſeine Rauchfahnen nachſchleift, auf ein geſchwelltes, ſonnenbeglänztes Segel. Jetzt umſchleiern ſich im Oſten die Fernen, ein tiefblauer Mantel ſenkt ſich dahinten hernieder. Vom Ufer leuchten noch goldübergoſſen die Wipfel der Bäume, während unten in der Wirrnis der Stämme alle Farben in ſchwarzen Tiefen erſterben.

Näher und näher treiben wir auf ein Dorf zu. Zwiſchen grünen Obſtbäumen gebettet, ruhen rote und graue Dächer; hier ragt ein einzelner Turm und dort ziehen ſich weiße Häuschen mit blanken Scheiben hügelan.

Aus hundert Schornſteinen ſteigt abendlicher Rauch; kerzengrade wirbelt er in die Luft empor, eint ſich in leichter Höhe und ſchwebt, eine ſchwankende Wolke, über dem Ort, flackt und zieht herüber — hinüber, weht ein dunkler hingewiſchter Strich in den roten Abendhimmel. Und all das ſpiegelt ſich, zerfließt in beweglichen Doppelbildern. Jetzt färbt ſich der Fluß; urplötzlich ergießt ſich von oben herab ein Regen von Roſenblättern; hier tiefrote Blätter, dort ſammetſchwarze; hier la France, dort Malmaison und dort, dort Maréchal Nil! Hunderttauſende von Roſenblättern über die weite Fläche geſtreut. Sie treiben durcheinander, ſpielen, jagen, bilden bunte huſchende Linien — die Roſenblätter. Ganz ſtill iſt es — ſo ſtill! — nur irgendwo auf einer fernen Landſtraße ächzt ein Wagen und jetzt ſchlägt ein Hund an.

Wo Schilf, Rohr, krautiger Waſſerampfer, Seeroſen und Binſen ſich wiegen, unlösbar ſich durcheinander flechten, erhebt ſich ein Flug von Wildgänſen. Er zieht mit langen geſtreckten Hälſen, mit breiten ausgeſpannten Segeln — eine Reihe ſchwarzer Schatten über den roten Himmel hin, ſchräg aufſteigend, höher und höher gehetzt von unzähmbarem Wandertrieb.

„Wir wollen umkehren.“

„Noch ein wenig — nach zehn Minuten —“ wendet der Steindrucker ein. „Das iſt zu ſchön! Sehen Sie nur, wie das leuchtet — und da im Schilf — das iſt zu herrlich. Der heutige Tag wird mir unvergeßlich ſein.“

„Nein, er wird Ihnen nicht unvergeßlich ſein.“

„Doch — doch!“

„Sie werden ſich jeder Zeit daran zurückerinnern können. Ja. — Aber er wird nicht immer in Ihnen ſein, nicht immer bewußt oder unbewußt Ihnen nachklingen. Es wird keine Grundſtimmung geben für Ihr Leben, — Verſtehen Sie mich recht! Nur das iſt unvergeßlich, nicht das was wir uns mühſam ſpäter wieder hervorzaubern können. Nur der Alltag iſt es, der uns Unvergeßliches giebt; nur Zufälliges, im Fluge Erhaſchtes, nichts Außerordentliches, Außergewöhnliches. Ja — ich habe im Gebirge Tage durchlebt von einer Schönheit, einem Duft und Glanz, daß ich meinte die Sonne könnte nicht untergehen, es würde nie, nie mehr Nacht werden. Und wenn es dann wieder grau um mich war, und ich einſam verzweifelte, dann tröſteten Sie mich nicht, dann waren ſie fern und fremd. Ich habe Liebesnächte durchwacht in einem Rauſch von Küſſen, die mich trunken machten, und wenn ich mich wieder ſehnte in bangen Stunden, dann waren ſie wie erloſchen in meiner Seele. Ich habe Bücher geleſen, die mir Ereigniſſe wurden, und wenn ich müde zu ihnen griff, um mich aufzurichten, dann waren Sie mir kalt und nichtsſagend. Ich habe vor Kunſtwerken geſtanden, Welten von Schönheit floſſen in mich über, und wenn ich von allen enttäuſcht mich zu ihnen flüchtete, dann ſahen ſie auf mich mit ſtumpfen Blicken, und ich begriff gar nichts — rein gar nichts. Nur der Alltag kann uns Unvergeßliches geben.“

Wir treiben am Ufer. Weißer Nebel quillt aus

feuchten Wieſen. In gelinder Höhe ſchwebt er über der dampfenden Erde hin und zieht ſich um hagere Buſchketten, die wie verloren aus dem Weiß emporſtarren. Ein Reh ſteht ganz dicht am Waſſer, bis an den Hals iſt es in den Nebel getaucht und ſpäht mit erhobenen Kopf und breiten Lauſchern zu uns herüber.

„Wir wollen wenden."

Hinter uns lagert Dunkelheit; ganz urplötzlich iſt die heimtückiſche Nacht vom Himmel gefallen. Nichts von einem Ufer drüben zu ſehn. Luft und Waſſer ſchmelzen ſchwarz zuſammen, nur hinten tief über den Spiegel hin gleitet ein grünes Licht, das Signal eines Schleppers.

Ich ziehe an. Das Boot hebt ſich empor und ſchießt hinaus in die ſchwere Dunkelheit. Bald ſchwindet das Land hinter uns, immer dichter umziehen uns die Nebel, immer enger umſchließen ſie unſere kleine Freiſtatt. Von oben blinken mühſam herab — Sterne — rötlich blinken ſie durch die feuchte Luft, als ſtänden ihre blanken Augen voller Thränen. Hin und wieder klingt ein ungewiſſer, klagender Laut, daß man zuſammenſchrickt. Er ſchwebt über die Flächen hin, lang und gedehnt, er löſt ſich auf und verklingt zitternd, man glaubt ihn noch lange im Ohr zu hören. Das Waſſer im Kiel gurgelt, als ſpräche es traurige Worte, als murmelte es die Namen der Ertrunkenen. Die dumpfe Stille um mich beängſtigt, bedrängt mich, wie die bleiſchwere Finſternis, welche auf das Waſſer drückt. Ich ſehe nicht mehr, wo ich die Ruder einſetze. Der Steuermann ſcheint mir nur ein gewaltiger

Schatten, ſchwarz gegen ſchwarz. Reden, reden — ſonſt ertrinken wir in Nacht und Schweigen.

„Nein. Unvergeßliches giebt uns nur der Alltag. Als junger Menſch habe ich Träume gehabt von Moder und Verweſung, von ſo beſtialiſcher peſtfleckiger Scheußlichkeit, von ſo maſſiger, triefender Sinnlichkeit, Laſter in jedem Hauch. Ich hatte ſie vergeſſen, wenn ich des Morgens erwachte. Ich wußte keine Einzelheit mehr, und doch immer ſind ſie in mir, unbeſtimmt, formlos, ſowie jetzt die Nacht auf dem Waſſer liegt. Manchmal umhüllen ſie mich ganz mit ihrem ſchwülen Hauch, und dann iſt mir, als müßte ich erſticken!“

Wir ſchweigen. Ich rudere mit aller Kraft, werfe mich mit jedem Schlage weit zurück. Der Steindrucker ſitzt vornübergebeugt, zuſammengekauert und ſpäht, ob er kein Licht vom Ufer und von der Brücke ſähe. Nach einer Weile ſcheint es mir, als ob kleine Funken um mich tanzen. Ich rudere langſamer, da hebt und ſenkt ſich das Boot von den großen Fiſchen, welche gegen den Kiel drücken, um uns umzuſtürzen. Ein Schwan gleitet vorüber, ganz dicht neben uns, weiß leuchtet er aus der Nacht. Ich ſchrecke zuſammen, als wäre es ein Geſpenſt. Worte hören! —

„Sie haben gewiß tauſendmal Blinde geſehen. Auf der Straße blinde Bettler, ſie haben ſogar im Leben Blinde kennen gelernt. Sprachen Sie nicht einmal von einem blinden Freund? Ja, wir bedauern ſie, weil ihnen das farbige Bild der Welt mangelt; weil ſie nur ahnen, weil ſie nicht erkennen, wie wir zu erkennen glauben, weil ſie

nicht fühlen können, wie wir fühlen. Wir ſchließen wohl die Augen, um in roter Finſternis zu empfinden, wie jenen die Welt erſcheinen mag, geahnt in Klängen und Formen. Aber wir gehen dann darüber hinweg, wie über anderes auch. Ein Mal, ein einziges Mal in meinem Leben habe ich empfunden, bis auf den Grund empfunden, was Nacht im Leben iſt, was Blindheit heißt, und nie wieder habe ich mich des Gedankens entſchlagen können. An einem Herbſttag, war es, ſo ſonnig und klar, wie der heutige geweſen iſt. Ich war draußen in einem Vorort, der ganz von Blumengärten umgezogen iſt. Alles war ſchon ausgewachſen, knochig und krautig; in den Gärten ſtreckten die Malven ihre langen Stiele mit runden Blüten; Levkoyen und Goldlack, Verbenen, Jalappen und Georginen, lauter große, rohe, freche Blumen, die im Licht mit ihrer Fülle prahlten. Das Laub an den Bäumen war noch faſt grün, nur ſtaubig und müde. In Wulſten klebte es an den Zweigen, langweilig blickte es in die Sonne, als mache es ſich nichts, garnichts mehr aus dem Leben, ſchiede lieber heute wie morgen. Wie ich um eine Ecke biege, ſteht vor mir ein Mann von 30 Jahren; ein Kind neben ihm. Der Mann ſchlägt mit ſeinem Stock an den eiſernen Pfahl einer Halteſtelle, hebt dann die Hand, eine lange, ſchlanke, gepflegte Hand — Blinde haben ausdrucksvolle Hände — und lieſt mit den Fingern taſtend die erhabenen Schriftzüge. In der vollen, prallen Sonne ſteht er ganz von Licht übergoſſen, eingehüllt in Licht, wie in einen weiten Mantel, und die kalten Augen ſtarren unbeweglich empor. Da im

Augenblick fühle ich den ganzen Jammer der Blindheit, wie mit einem glühenden Mal brennt ſich dieſes Bild in mein Hirn, um nie wieder zu vergehen.“

Meine lauten Worte klingen mir ſo fremd, als ſpräche ein anderer aus mir. Es zwingt mich zu reden, denn nur ſo vermag ich die Angſt niederzukämpfen, die in mir ſchreit. Langſam hat ſich das Auge an die Finſternis gewöhnt, es beginnt ſogar einen Schimmer vom Ufer zu gewahren. Das Boot ſcheint mir plötzlich größer, breiter geworden zu ſein. Der Steindrucker ſitzt immer noch weit vorgebeugt und ſpäht nach den Lichtern. Jetzt blitzt in mir der Gedanke auf. Wenn wir nun in falſcher Richtung gerudert ſind?! Wenn wir nun in falſcher Richtung gerudert ſind?! Er wird zur quälenden Gewißheit, zur Angſt, zum Fieberwahn — ah — ich muß ihn verſcheuchen — wenn wir nun in falſcher Richtung — Nein! Nein.

„Ja das Unvergeßliche giebt uns nur der Tag, dort wo wir es nicht ſuchen, finden wir es, in abgelegenen Winkeln lauert es; tauſend Mal haben wir es geſehen, ſind achtlos vorübergegangen; plötzlich öffnet es ſich vor uns, läßt uns hinabblicken, zuſammenſchauern vor bodenloſen Abgründen. Und dieſer eine Augenblick des Verſtehens bleibt uns, er iſt in uns ſo lange wir atmen, er dehnt und weitet ſich. Jetzt glauben wir ihn wohl verloren, aber er iſt in uns immer, immer. Ich habe Angehörige verloren, ich habe im Hoſpital einen Mann neben mir ſterben ſehn, ich war bei ihm, als er den letzten Atemzug that. Es hat mich ergriffen, lange habe ich unter dem Eindruck

geſtanden, aber ich habe es verwunden, wie anderes auch. Einmal doch habe ich den Tod geſehen, ganz zufällig, ſowie man ihm eben auf der Straße begegnet, ohne ſeiner zu achten, und da wurde er mir zum Ereignis für das ganze Leben, da öffneten ſich mir die dunklen Pforten. Es war mitten in der Stadt in einem Winkel zwiſchen zwei Vorgärten, da, ganz in der Ecke lag ein kleiner ſterbender Hund; niemand achtete des Tiers. Er war noch jung, hatte wohl Gift gefreſſen. Da lag er nun röchelnd, den Körper langgeſtreckt, den Leib aufgebläht, Hals, Kopf weit vor. Die Zunge hing heraus über die blutigen Zähne. In den Augen aber, ein Blick von ſo namenloſer Angſt, von ſo herzzerſchneidender, jammervoller Angſt, wie ſie nur der Tod geben kann. Und ſeitdem weiß ich ganz — vollkommen — von Grund auf — was der Tod iſt. Und wie der Schatten großer, weicher Fittiche ſchwebt dieſe Erkenntnis über meinem Leben. Niemand achtete auf das ſterbende Tier, und ſo lag es da, ganz allein in dem Winkel zwiſchen den beiden Vorgärten."

Ich ſchweige wieder. Die ſchwieligen brennenden Hände können kaum noch die Ruder feſthalten. Aber in der Dunkelheit dürfen wir nicht wagen die Plätze zu wechſeln. — — Wenn wir nun in falſcher Richtung fahren?

„Dort — dort — drehen Sie ſich um; das Licht; die Brücke. In zehn Minuten ſind wir wieder an der Station!"

Ich bin wie neubelebt, die Schläge ſetzen rauſchend und kräftig ein, und jeder bringt uns dem Ziel näher.

„— Ja — und der Eindruck, welcher ſich am tiefſten mir eingeprägt, welcher alles andere beſiegt an Kraft und Fülle das iſt ein einfaches Bild, wie es hundertmal, tauſendmal die Straße, der Lebensweg bietet. Vor drei Jahren war es im Frühjahr, ich hatte im Vorort einen Freund beſucht, und ging heim, weil der Abend ſo ſchön und warm war. Es wollte nicht Nacht werden, es blieb weiß und hell — und da am Weg — hügelan — eine grüne Raſenfläche. Ketten blühender Büſche ziehen ſich herab und eine große weiße Villa ſchneidet mit ihren graden Linien in den hellen Himmel. Vom Altan tönt Lachen. Da — — im Augenblick kam es über mich, als müßte ich zu Boden fallen und die Erde küſſend umarmen, weil ſie trotz allem Elend ſoviel Kraft und Schönheit birgt, weil ſie ſo ſiegend — ſo gewaltig — ſo weit und herrlich iſt — bei alle dem."

Von dem grünen Signallicht ergießt ſich ein langer, zitternder Streif über das Waſſer und das Boot fliegt näher und näher auf dieſe grünen Wellenlinien zu.

De amicitia

„Nur stark differenzierte Wesen sind der Freundschaft zugänglich; so ist der Mann für Freundschaft viel empfänglicher als die Frau. Sagen doch große Psychologen, daß der Hauptunterschied zwischen Mann und Weib darin bestände, daß die Frauen untereinander weniger differenziert wären. Bei der modernen Frau hingegen, welche in so hohem Grade differenziert ist, finden wir als Regel, daß sie eher zur Freundschaft, denn zur Liebe neigt."

Aus einem Vortrag.

Das Leben hat, wenn man sich die Sache überlegt, eigentlich etwas ungemein Reizvolles, eine ganz überraschende Fülle von Abtönungen; es kann uns stoßen mit Schinderknechtsfäusten, und es kann uns mit Madonnenhänden streicheln. Doch man muß den Mut zu Leben haben. Ich habe ihn zwar nicht, aber ich gucke gern zu, und das finde ich auch ganz spaßhaft. Fast alle meine Freunde haben sich in den Strudel hineingestürzt, mit geschlossenen Augen, wie Selbstmörder, die ins Wasser gehen. Und nun paddeln sie darin herum. Manche haben schon ihr Ziel erreicht und ziehen als Karawanenführer mit Frau und drei Kindern durch die Weltwüste. Andere sind mir ganz aus den Augen

gekommen, noch andere haben ſich etwas laut empfohlen, ohne abzuwarten, bis ſie zu weiteren Vergnügungsreiſen aufgefordert werden. Und ich will es nur bekennen: ich verlachte ſie, ich bewundere ſie, ich bemitleide ſie, ich beneide ſie — alle, alle — ſelbſt Hans Terne.

Hört zu!

Wir haben zuſammen ‚Kaufmann gelernt', Hans Terne und ich. Wir hatten dabei eine Art Arbeitsteilung durchgeführt: er ſchrieb die Zahlen und Preiſe auf die Muſterkarten, und ich ſchrieb auf ihre Rückſeite — Verſe. Er rechnete die Poſten zuſammen, verſchickte die Ware, und ich kniff ſeiner Verpackerin in die Backen, kitzelte ſie unters Kinn. Während ich es aber nach einiger Zeit vorzog, Abſchied vom Kaufmannsſtande zu nehmen, blieb er nach wie vor in ſeiner alten Stellung und brachte es durch Fleiß und Ausdauer binnen acht Jahren zu dem fürſtlichen Einkommen von einhundert und acht Mark und fünfzig Pfennig pro Monat. Höchſt vergnügt trug er jeden Morgen ſeine Knochen zum Markte, um ſie am ſpäten Abend müde und zerſchlagen wieder nach Hauſe zu tragen — jahraus, jahrein — irgend wohin, da ganz draußen, zu irgend welchen Wirtsleuten, die ſich bemühten, ihn groſchenweiſe zu ſchröpfen. Hans Terne ſtand nämlich ſo allein auf der Welt, wie eine einſame Birke auf der weiten Haide.

Oft ſteuerte ich nach jener ganz unmöglichen Straße im fernen Oſten hinaus, um ihn zu beſuchen, denn ich hatte ihn lieb, weil er ein großes Kind geblieben war, ein hübſches blondes, dickes Kind trotz ſeiner fünfundzwanzig Jahre.

Wenn ich kam, lachte er gutmütig übers ganze Geſicht, zog mich aufs Sofa, ſtopfte mir ein Kiſſen unter den Rücken und klopfte mich auf die Schulter.

„Na, alter Junge, was machſt du? Kann ich dir vielleicht 'was pumpen? Ich thät's aber wirklich gern!“

Und nun erzählte er mir freudeſtrahlend, daß der Export nach Skandinavien ſich beträchtlich gehoben, und daß er jetzt oft über Geſchäftsſchluß arbeiten müſſe — letzten Sonnabend ſogar bis nach zwölf Uhr!

Als ich mich wieder einmal zu ihm hinauswagte, fand ich ein Mädchen bei ihm: eine hagere, ſpitze Perſon von unbeſtimmbarem Alter. Sie ſaß ſtockgerade auf dem Sofa und warf Zuckerſtücke in den Thee, während Hans Terne ihr ein Butterbrot zurechtmachte. Er redete ſie mit „Fräulein Emma“ und mit „Sie“ an, und ſie ihn mit „Herr Hans“ und gleichfalls mit „Sie“.

„Aber Kinder,“ ſagte ich zu ihnen, „ihr braucht euch doch vor mir nicht zu genieren. Wenn's dunkel iſt, duze ich ſelber.“

Da wurden beide rot, und Hans hätte ſich faſt in die Finger geſchnitten, während ſie aus Verlegenheit raſch noch zwei Stückchen Zucker in den Thee warf. Hierauf verſuchte ſie, mich in ein Geſpräch über Schoppenhauer (mit pp!) zu verwickeln, den ſie zu kennen und zu lieben vorgab, und erreichte damit glücklich, daß ich ſchleunigſt das Feld räumte.

„Iſt das dein Verhältnis?“ fragte ich mit gerechtem Erſtaunen, als Hans mich hinausbegleitete.

„Nein,“ kam es ganz verſchüchtert zurück.

„Was willſt du denn ſonſt mit dem alten Möbel in deiner guten Stube?“

„Sie iſt meine Freundin . . .“

„Sooo . . .“

„Ja . . .“

Na!“

„O, ſie iſt ein ſehr gebildetes, feines Mädchen! Ihr Onkel iſt ſogar Schornſteinfegermeiſter in Wriezen an der Oder. Sie wohnt hier im Hauſe, eine Treppe tiefer bei meinen früheren Wirtsleuten, ſie will Malerin werden, ſich ſelbſt eine Stellung im Leben erringen — —, und mir will ſie gar nichts weiter ſein, als nur Freundin. Sieh mal, mein Junge, ich kann von ihr recht viel lernen! Lieben thu' ich ſie eigentlich nicht, aber ſie feſſelt mich durch ihre reizvolle Unterhaltungsgabe. Hübſch iſt ſie ja auch nicht gerade . . .“

„Grundhäßlich!“

„Aber wenn ein juuges Mädchen wirklich liebenswürdig iſt, vergißt man das leicht . . .“

„Junges Mädchen ſagſt du?“

„Ja, ſie wird im nächſten Monat dreiundzwanzig Jahr . . .“

„Soo . . ?“

„Herr Hans!“ rief es ſchrill vom Zimmer her.

„Fräulein Emma! — Entſchuldige, aber meine Freundin ruft mich!“

Nach ein paar Monaten beſuchte ich Hans Terne abermals und traf auch die Freundin wieder bei ihm. Sie thronte in der Mitte des Sofas auf meinem angeſtamm-

ten Königssitz und trank Kaffee, während ihr Freund in einer Ecke mit anerkennenswerter Geschicklichkeit Eier in eine kleine Bratpfanne schlug. Jetzt duzten sie sich schon ungeniert.

„Kinder, so ist's recht!" ermunterte ich sie. „Ich finde es viel netter, wenn man zu jemandem „Du Schafskopf" sagt, als wenn man ihn mit „Sie Esel" tituliert. Nun seid ihr wohl einig miteinander?"

Hans lief, um Benzin zu holen, da er unversehens seine Kleidung mit Eiweiß bespritzt hatte. Die Freundin ergriff ein Buch, das auf dem Tisch lag — „Dichtergrüße" von Elise Polko — blätterte darin ein Weilchen und meinte dann etwas spitz:

„Bruder und Schwester sagen auch „Du" zueinander!"

„Na ja," versetzte ich so obenhin.

Fräulein Emma schien von mir ganz und gar nicht erbaut.

„Höre, lieber Hans," sagte sie pikiert, „dein Freund scheint eigentümliche Ansichten vom Leben zu haben."

„Na, Kinderchens," fiel ich ihr ins Wort, „ich will euch gewiß nicht stören — muß auch gleich wieder fort . . . habe heute Abend noch 'was vor . . ."

„Aber du bist doch eben erst gekommen!" warf Hans kleinlaut ein.

„Ja, ich hatte hier in der Gegend zu thun . . ."

„Nicht doch, Hans und ich wollen Sie durchaus nicht aufhalten! Man weiß ja selbst, wie unangenehm es ist, eine Verabredung zu versäumen . . ."

* * *

Von jetzt an mied ich Hans nebst seiner schwesterlichen Freundin. Wie erstaunte ich jedoch, als ich eines Tages, vielleicht ein Vierteljahr später, den Besuch meines ehemaligen Lehrkollegen empfing.

„Guten Tag, Hans! Was macht denn deine Schwester?"

„Ihrethalben wollt' ich mit dir reden . . ."

„Ich kann dir leider auch nichts pumpen, Hans. Vor drei Tagen hättest du kommen müssen!"

„Nicht doch, — ich möchte dich um Rat fragen . . ."

„Was ist denn los?"

„Ich fürchte, es wird mir nichts weiter übrig bleiben . . . ich muß sie heiraten . . ."

„Aber Hans weißt du denn nicht, daß Sitte und Gesetz es in Deutschland verbieten, daß Bruder und Schwester einander ehelichen."

„Ach höre schon damit auf, ich fürchte —"

„Gestatte, lieber Junge, Bruder und Schwester pflegen keine Nachkommenschaft zu bekommen.

„Laß deine Scherze, ich bitt' dich. Es ist nun mal geschehen und ich kann nicht mehr zurück. Ich wollt's ja auch gar nicht, siehst du . . . und wenn mich eine Schuld trifft, so war's eben nur . . . meine Schwäche . . ."

Der arme Junge dauerte mich wirklich. Auf so dumme Weise in's Netz hineinzutappen! Aber ich gab ihn noch nicht verloren und bot meine ganze Überredungskunst auf. Er solle doch erst abwarten, wie die Dinge sich weiter entwickeln, er solle sich nicht ins Bockshorn jagen lassen und nicht immer an andere, sondern auch 'mal an sich selbst

denken. Er ſei ein ſo hübſcher, netter Junge, habe eine ſo ſchöne Zukunft vor ſich, könne doch wirklich noch mit dem Heiraten ein paar Jahre warten — — und ſie? was ſei ſie? — — — Als Schweſter mag ſie ganz nett ſein, will ich ſie auch im Notfall gelten laſſen, aber als Frau!!!

„Ein Ekel iſt ſie! Nimm mir's nicht übel, lieber Hans," ſo ſchloß ich meine Ausführungen — „aber es iſt ſo."

Und er verſprach, meinen Rat zu beherzigen, ſich nicht breitſchlagen zu laſſen und vorerſt einmal abzuwarten.

* * *

Auch ich wartete. Schon meinte ich, weil ich auch rein garnichts mehr von Hans Terne hörte, über ſeine Schweſter den Sieg davongetragen zu haben — da erhielt ich eines ſchönen Tages einen Brief von Hans, in dem er mitteilte, daß er „Familie geworden ſei" und nun, da der Sprößling ein ſo lieber, kluger Kerl wäre, ſchon die nötigen Schritte zum Begräbnis ſeiner Freiheit eingeleitet habe. Er wolle ſie ohne jede Feierlichkeit beerdigen und bitte mich — ſeinen einzigen Freund — als zweiter Leidtragender vor dem Standesbeamten zu fungieren. Ich möchte nicht, meiner alten Gewohnheit gemäß, verſchlafen, ſondern eine halbe Stunde vor Beginn im Trauerhauſe erſcheinen. Er wohne jetzt ganz entzückend, draußen in dem und dem Vorort, und zahle für zwei Zimmer und Küche das Gleiche, wie

im Osten von Berlin für seine Bude. Auch seine schwesterliche Freundin grüße mich herzlich.

Da ohne mich die feierliche Handlung nicht vollzogen werden konnte, so machte ich von meinem Vorrecht, zu spät zu kommen, reichlichen Gebrauch und traf die beiden bereits auf der Treppe. Hier wurde mir auch ein Verwandter der jungen Frau vorgestellt, ein ehrwürdiger Schuhmachermeister, der den vierten Mann in dieser Partie zu spielen hatte.

Als ich die beiden Brautleute so vor mir herschreiten sah, bedauerte ich den armen Hans von Herzen, denn so sehr hatte sie mir noch nie mißfallen. Sie lächelte süßlich, trippelte, als ob sie auf Eiern ginge und sprach nur in Citaten.

Eine besondere Überraschung bereitete uns der Standesbeamte, indem er aus eigener Machtbefugnis das Geburtsjahr der Frau Emma von 1875 auf 1865 verlegte. Hiermit bringe ich es in Zusammenhang, daß die junge Gattin plötzlich in Thränen ausbrach, während mein Freund Hans ganz starr, wie eine Wachspuppe, dasaß und nicht einen Ton riskierte. Gleich nach der Trauung verabschiedete sich der ehrbare Herr Vetter, da er unmöglich sein Atelier länger in den Händen seines Gesellen lassen könne. Mich bat Hans auf ein Butterbrot und eine Flasche Bier in seine neue Wohnung — Nachmittag müsse er allerdings ins Geschäft, um wenigstens die Post zu erledigen.

Die junge Frau zog sich gleich zurück, da sie sich ein wenig niederlegen wollte — die Feierlichkeit habe sie sehr angegriffen, und sie befürchte einen Migräne-Anfall.

Hans ging mir voraus in das Vorderzimmer.

„St! St! Leiſe! Leiſe! Nicht ſo laut auftreten! Ich glaube, er ſchläft!“

Er ſchlug die Vorhänge des Kinderwagens auseinander.

„Iſt das nicht ein ganz prächtiger Junge? Sieh nur 'mal, wie er da liegt — mit den beiden Händchen! Feſte, mein Kerlchen, laß dir nichts gefallen! Und ein paar Augen hat er im Kopfe — wie Mühlräder! Wenn er ſchläft, kannſt du ſie natürlich nicht ſehen. Und ſieht er nicht ganz genau ſo aus, wie ich? Sch! ſch! Na ja, mein Dackelchen!“

Ich beugte mich über den Wagen und entdeckte endlich zwiſchen den Kiſſen ein kleines, ſchrumpeliges Altmännergeſicht mit geſtülpter Naſe und plierigen Schlitzäugelchen. Wie eine junge Katze lag es da. Nur eins fiel mir an dem Würmchen auf — die roten Haare. Rote Haare? Fuchsrote Haare? Hatte nicht der frühere Wirt von Hans, bei dem dann Fräulein Emma wohnte, dieſelben fuchsroten Haare?

„Findeſt du ihn nicht reizend?“

„Ganz entzückend! Ich habe noch nie ein niedlicheres Kind geſehen.“

„Und klug iſt er!“

„Wie kommſt du denn mit deinem Gehalt aus?“

„Ganz gut, ich bin jetzt wieder um zehn Mark geſtiegen, und meine Frau hat ja auch etwas Geld . . . Aber du haſt keinen Begriff davon, wie klug der Bengel iſt . . .“

„Na, Hans, dein Junge ſoll leben! Proſit!“

„Proſt, Georg! — Was, du willſt auch ſchon Bier trinken, kleiner Lümmel?“

* * *

Das Leben hat eine ungemeine Fülle von Abtönungen. Ich ſelbſt habe zwar nicht den Mut, ich gucke nur zu. Doch, wenn ich offen ſein ſoll, ich verlache ſie, ich bewundere ſie, ich bemitleide ſie, ich beneide ſie, alle die Mutigen — ſelbſt Hans Terne . . .

Auf Poſten

Ununterbrochen hatte es seit Tagen geschneit, und alles ist in den weichen, weißen Winterpelz gehüllt, der jetzt — in tiefer Nacht — leuchtet, als ob sich die Sterne in ihm spiegeln. Von schweren, nägelbeschlagenen Soldatenstiefeln, welche hier immerfort die gleiche Runde um die kurzen Schießstände, um das kleine Gehölz, gestapft haben, ist ein fußbreiter Weg in den hohen silbrigen Schnee niedergetreten worden. Mitten in einer weiten, weißen Ebene liegt dieses Wäldchen, und seine knorrigen, gedrungenen Kiefern schließen sich eng zusammen zu einer schwarzen und unbewegten Masse, welche starr in den klaren Nachthimmel emporsieht. Auf dunkelm Grund blinken tausende von Sternen, kalt, unerbittlich; Sterne zu Linien, zu Mustern, Figuren gefügt; zu Rudeln geschart; Sterne, wie vereinzelte, einsame Augen; Sterne wie zarte Nadelstiche, und Sterne wie leuchtende Raketenkugeln. Sterne tief im Horizont über dem dämmrigen Streifen der Stadt, drüben über den Trainremisen, zwischen den Baracken, zwischen den Schornsteinen der Kaserne und Sterne, ein leuchtendes Gewimmel, hoch, hoch oben im Scheitel. Jeder Laut klingt, von weit hergetragen, scharf, klar, hell durch die kalte, unbewegliche Luft. Sogar aus Mosach tönt ganz deutlich das Hunde-

gebell herüber, und irgendwo brauſt jetzt noch ein Eiſenbahnzug durch die ſchweigende Ebene, um ſie dann wieder doppelt ſtill zu laſſen. Wie weit, einſam und ſilbern, nur dort, wo die Ablöſung gegangen ein tieferer Streif, der ſchnell verſchwindet, als verſchlänge ihn plötzlich die gierige, weiße Fläche.

Im weiten, ſchweren Wachtmantel tappt der Poſten ganz langſam durch den Schnee; er gleicht einer langen ſchwarzen Rolle, denn den großen Kragen hat er hochgeklappt faſt bis zur Helmſpitze, ſo daß nur ganz wenig vom Geſicht zu ſehen. Fortwährend ſtreifen ihn hängende Zweige und ſtäuben ihm ihre feinen Eiskriſtalle, trotz des Schutzes ins Antlitz ja bis in den Hals hinein. Aber der Soldat hebt nicht einmal die Hand, um die Waſſertropfen fortzuwiſchen — er ſpricht laut vor ſich.

„Kruzifix, Sakrament, Sakrament! Jetzt is gefehlt; — gefehlt is; — ſaudumm zu ſchlofe. — Acht Täg kriagſt! — Acht Täg kriagſt ſtatt dei Urlaub. — O Maria und Joſeph, — mei armes Mutterl, was hätt' die für a Freud' gehabt, wann ehr Schorſchel hoam kumma wär'."

Neben ihm knackt es in den Büſchen, eine Eule fliegt auf und ſtreicht ohne einen Laut von ſich zu geben, flach über den Boden hin nach der Stadt zu.

„Taiſi!" Der Soldat ſteht und zittert an allen Gliedern.

„Jetzt ſchiaßn's nimmer drent in Moſach" — ſetzt er ſeine Wanderung fort. „Dohoam han's heut' auch die Chriſtnacht eingeſchoſſen — dohoam in Hausham. — O du

mei, o du mei armes Mutterl! — Acht Täg kriagſt! Acht Täg kriagſt! — I hob net ſchlofa! I hob net ſchlofa! I woaß net, wia's kumma is, i wullt net ſchlofa! Melde wird mi der Unteroffizier, does gefreut 'n, den Saukerl."

Er fühlt wie ſeine Augen heiß werden, überhaupt iſt es ihm unerträglich warm, der Schweiß läuft ihm nur ſo über die Stirn.

„Ob's heuer alle mittenand zur Metten gangen ſein?"

Er bleibt ſtehen und lauſcht.

„Stad ſan's jetzt! Ganz ſtad ſan's! —"

Er biegt langſam um die Waldecke.

„Nu holen's mi — i war allweil ein guater Soldat, lobet hoat mi der Herr Hauptmann bei der Vorſtellung, um Burſch wär' i worden beim Herrn Leitnant, in's Kuchl hätten's mi wohl gar kommandiert a. Davon giebt's nu fei' nix mehr, mei Liaba. — O du mei bluatigs Herrgöttl."

Der Soldat reibt mit ſeinen dicken Fauſthandſchuhen die Augen.

„Blußa! (Blutſakrament!) Does wird nimma guat. I hoab's gewußt. O, du mei! O, du mei! Wenn de andern dahoam umenand laufe, der Rotmaierſeppl und der Bicklefranzl und wann's frogen: kommt denn der Dreſſelmairſchorſchel nimma? — Na, einſpunnt han's'n, weil daß er ſchlofe hat auf Poſten; — ßoßo — einſpunnt han's den Kerl! — ſchlofe hat er — ßoßo!!"

Der Soldat ſetzt ſich in den Schnee und weint.

„Un es hat mi allweil g'freit. Ich bin gern zum Militär gangen, koan Arbeit war mi zuviel, un koan Strof' hoab i net bekumma, koa Straf' net!"

Mählich wird es heller, der Schnee leuchtet mehr und mehr; der Himmel bekommt Farbe, die Sterne verblaſſen. Die ſchwarze Maſſe der Bäume gliedert ſich in tauſend Stämme und Äſte. Hie und da ſtäubt eine Schneelaſt von den Zweigen und fügt ſich zu dem weißen Boden.

Endlich ſteht der Soldat auf und ſetzt ſeine Wanderung fort.

Jetzt zittert er vor Froſt, tief vornübergebeugt wankt er vorwärts und knickt bei jedem Schritt zuſammen. Von Minute zu Minute gewinnt der Tag. Auf der weißen Fläche heben ſich jetzt deutlicher dunklere Spuren, und kaum fünfzig Schritt von dem Soldaten liegt eng zuſammengekauert ein Rebhuhnvölkchen als ſchwarzer Kreis in den Schnee eingegraben. Unter den Bäumen ſpringt ein Haſe auf und eilt in großen Sätzen feldein. Der Soldat ſieht ihm kaum nach. Bald ſteht er wieder vorn beim Schilderhaus. Jetzt liegt die Ebene weiß und rein vor ihm. Hellblau, klar, ganz durchſichtig wölbt ſich die Himmelskuppel darüber. In breiter Linie liegen tauſend kleine Häuschen, das Bild der Stadt. Kirchtürme heben ſich aus dem Gewirr. Die Frauentürm'! die Ludwigskirch'! der Peter! der Benno! Und dahinter, dahinter hochaufragend rieſig hinter dieſen winzigen Türmchen, die Berge, ſeine Berge! Eine lange Kette, ſcharf begrenzt, Schneefeld an Schneefeld, vom Wendelſtein bis zur Zugſpitz, bis ins Allgäu hinein;

vielgegliedert, weiß, klar, leuchtend die Berge, die Berge! Links vor der Rotwand muß Hausham liegen!!“ —

Plötzlich ergreift den Soldaten ein Heimweh, heiß, wahnſinnig, nagend wie Hunger. Das Waſſer ſtürzt ihm aus den Augen.

„Einſperre thun's di! O Jeſus, Maria, Joſeph! O Jeſus, Maria, Joſeph!“

Jetzt zeichnen ſich drüben an den Trainremiſen ganz deutlich auf weißem Grunde zwei dunkle Geſtalten. Sie kommen näher und näher. Nun blicken ſchon die Helmſpitzen und die Gewehrläufe in den erſten, roten Sonnenſtrahlen.

Der Soldat reißt das Gewehr herunter. Ein Schuß kreiſcht durch die Morgenſtille; eine ſchwarze Maſſe ſchlägt mit weit ausgebreiteten Armen in den Schnee. Die beiden Soldaten bleiben einen Augenblick ſtehen uud dann laufen ſie, was ſie rennen können, daß der Schnee nur ſo aufwirbelt auf das Wäldchen zu. Nach ein, zwei Minuten kehrt ſchon der eine um und läuft zurück nach den Remiſen, immer im Dauerlauf, Trab, Trab, daß ſein Riemenzeug klingelt, wie bei einem Schlittenpferd, und der weiße lockere Schnee in Wölkchen hinter ihm emporfliegt. Der andere patrouilliert, den blinkenden Lauf im Arm, langſam um die Leiche.

Atemlos ſtürzt der Gefreite in die Wachtſtube.

„Herr Unteroffizier! Herr Unteroffizier! Derſchoſſe hat ſich der Dreſſelmaier!!“

„Derſchoſſe? Der Dreſſelmaier? Jeſſas na!! So a

Bauernſpitz, ſo a geſcheerter. So a ſpinneta Teifi, ſo a ſpinneta!! Un i hoab ihn doch gar nich meldet, un i hätt'n doch nimmer meldet!“ —

Der Tod

Jemand erzählt:

Wenn ich denke, wie ſchal und nüchtern unſer Leben dahinfließt, bis endlich der Tod kommt und das Lichtlein ausbläſt, und wir uns im ſtillen fragen: Wozu das alles? Hat es ſich denn überhaupt gelohnt zu beginnen?

Nein wir verſtehen nicht zu leben, aber noch viel weniger zu ſterben. Eigentlich iſt das Sterben eine Kunſt welche bei uns gar nicht geübt wird, wahre Tradition beſitzen wir darin nicht mehr, und jeder Anfänger von heut ſteht dieſer Kunſt dilettantiſch gegenüber. Deshalb haben wir auch mehr Furcht, als Achtung vor dem Tode, und benehmen uns recht unangenehm und unerquicklich bei dieſer Sache. Und auch die Zuſchauer wiſſen meiſt nicht, was ſie dazu ſagen und dabei thun ſollen. Ich erinnere mich einmal dem Tode einer wohlhabenden Dame beigewohnt zu haben. Seit einem halben Jahr hat man täglich ihr Ableben erwartet, aber heute ſagte man ſich wohl, daß ſie unmöglich noch den nächſten Morgen erleben könnte. In einer Villa war es, die Kranke lag drinnen im Zimmer, Fenſter und Thüren waren weit offen, denn es war ein herrlicher Sommertag. Die Angehörigen ſaßen draußen um den Tiſch auf der breiten Veranda, und verſuchten ſich über das Notwendige noch einmal hinweg-

zutäuſchen. Sie ſprachen wenig, denn es war heiße Nachmittagsſtunde. Durch das Weinlaub drang die Sonne und huſchte in Flecken; eine Tanne erhob ſich — ein ſchwarzer Kegel — aus ſammtig geſchorener Raſenfläche, weiterhin ſchloſſen ſich Laubmaſſen zu grünen Wällen und niedere Büſche waren überſtreut mit Blüten. Aus dem alten Nußbaum der am Eingang der Veranda vor den grauen Steinſtufen ſtand, klang es wie Vogelzwitſchern und irgendwoher von der Straße drang Hufſchlag in die Stille. Graue, abgeſpielte Crokettkugeln lagen hie und da auf dem blanken Kiesweg. Ohne das ein Windhauch zu verſpüren war löſten ſich doch die Ulmenfrüchte von hohen Bäumen und wirbelten ununterbrochen hernieder — ſtreuten einen gelbgrünen Funkenregen über das Ganze.

Eine junge Frau legte die Zeitung ſeufzend aus der Hand und blickte verſtohlen ängſtlich hinein in das Zimmer, zur Wärterin, die neben dem Bett ſaß, dann nickte ſie ihrer Nachbarin ganz langſam zu:

„Willſt du dich nicht ein wenig hinlegen? Du haſt doch die Nacht nicht geſchlafen."

„Ich bin gar nicht müde. Ich könnte für Mutter noch drei Nächte aufbleiben."

Darin log ſie, denn ihr fielen faſt die Augen zu.

„Es freut mich doch, daß ich Anna noch einmal geſehen habe," meinte ein weißbärtiger Herr. „Es iſt nett von dir, daß du gekommen biſt, hat ſie geſagt. Und dann nachher: Haben wir die Wohnung gekündigt? Ja; wir werden eine mit großer, gedeckter Loggia für dich mieten,

Annchen; paß nur auf! Und da hat ſie mich lange angeſehen: Sage mal, Ferdinand, meinſt du wirklich, daß es da oben oder da unten Wohnungen mit gedeckter Loggia giebt? Ich nicht. Ich habe natürlich gethan als ob ich ſie nicht verſtanden hätte.

Jetzt nimmt das junge Mädchen den Kopf zwiſchen die Hände und beginnt zu ſchluchzen. Die ältere, verheiratete Schweſter eilt zu ihr und ſtreichelt ſie zärtlich. Der weißbärtige Herr gießt ſich einen Schluck Selter ein und nippt lange.

„Was Fritz ſagen wird?“

„Wo iſt denn Fritzchen?“

„Ich habe ihn ein wenig fortgeſchickt; was ſoll er denn jetzt hier, der arme Junge. Ach Gott!“

Der weißbärtige Herr:

„Theodor iſt zwei Jahre älter?!“

„Ja Theodor wird im Juli elf, Fritz im Auguſt neun.“

„Fritz iſt faſt ebenſo groß, wie Theodor.“

„Und er kommt ſchon nach Quinta. Er iſt ja ein ſehr — — —“ plötzlich hören ſie auf, lauſchen; drinnen regt es ſich, blaſſer Schreck malt ſich in allen Geſichtern.

Der Kopf der Wärterin erſcheint in der Thür und ihre Augen winken lautlos.

„O Gott! O Gott!“

Die beiden Schweſtern laufen hinein. Der alte Herr erhebt ſich und ſchleicht ihnen ganz langſam auf den Zehen nach.

Fritz kommt den Kiesweg entlang. Ein kräftiger dicker

Junge im Bluſenanzug und mit Wadenſtrümpfen. Einen jungen Foxterrier hat er im Genick gepackt und zieht das widerwillige Tier mit ſich. Aber der Hund ſträubt ſich und ſchnappt nach ihm, doch es hilft nichts, er muß mit. Plötzlich kommt die jüngere der beiden Schweſtern aus dem Zimmer und wirft ſich laut weinend in einen Stuhl. Fritz eilt zu ihr. Sie nimmt ſeinen kleinen Kopf in ihre Hände und ſieht ihn mitleidig an.

„Armer Junge, Mama iſt eben geſtorben.“

Der Kleine wird ganz blaß und ängſtlich.

„Geh zu ihr hinein; damit du deine Mutter noch einmal ſiehſt.“

„Nein, nein, ich will das nicht, ich fürchte mich ſo davor“ ſchreit der Junge.

„Setz dich hier hin Fritz!“

Aber der Junge thut es nicht, läuft zu dem Hund, der auf dem Boden liegt und mit der kurzen, verſchnittenen Rute auf den Sand ſchlägt. Der Junge kniet ſich vor ihm hin, zieht den Hund an den Vorderbeinen in die Höhe, ſo daß er aufrecht ſteht, und ſieht ihm dann lange in die Augen.

„Du, Bobby, Mama iſt tot.“

* * *

Und doch es giebt noch Menſchen die zu leben verſtehen, und welche der Tod nicht feige und verzagt macht, ſondern denen der Tod die Krone aufſetzt von Gold und Diamanten,

die auch im Sterben noch Herrſcher und Könige über das Leben ſind:

Es war im letzten Feldzug gegen die Derwiſche. Chartum war wieder in die Hände der Engländer gekommen, aber im Süden zog ſich noch ein Heer zuſammen und es hieß ihm entgegeneilen. Man hatte gehört, daß es groß, ſehr groß wäre, und unmöglich dürfe man es zu weit vordringen laſſen. Wir zogen in voller Deckung, denn jede Stunde konnte man fürchten, mit den feindlichen Truppen zuſammenzuſtoßen. Bei dem Felſenthor von Darbarra kam es zu einem Gefecht. Unſer Vortrab hatte die Derwiſche dort hineingelockt und ſie drangen nach in hellen Scharen, man ließ ſie ein wenig vorrücken und ſchoß ſie dann nieder die braunen Kerle, und ſie ließen ſich abſchießen, wie Wild — es war kein Gefecht mehr — es war als ob ein ſtandrechtliches Urteil vollzogen wurde. Berge von Gefallenen türmten ſich auf, aber immer neue Maſſen drangen nach, wie unſtillbar ein Blutſtrom aus einer breiten Wunde quillt; ſie dachten nicht daran, zurückzugehen, denn der Mahdi hatte ihnen ja geſchworen: Ich werde mit euch in Kairo einziehen. Und ſie wußten, daß der Mahdi die Wahrheit ſprach. Wir lagen gut verteilt hinter Blöcken in ſicherer Deckung und gaben kalt und ruhig unſere Schüſſe ab. Die Sonne flammt ſilbern, weiß, blendend auf Menſchen und das kahle, gelbliche Geſtein, und der tiefblaue Himmel ſieht ehern und unerbitterlich auf das blutige Schauſpiel. Hier ſtürzen ſie mit ausgebreiteten Armen, fliegenden Gewändern zur Erde, hier dreht ſich einer drei, vier

mal, überſchlägt ſich dann wie ein Haſe und kullert in die Steine, dort erhebt ſich einer wieder, nimmt das Meſſer zwiſchen die Zähne, ſtützt ſich auf die Flinte und ſchwankt vorwärts, nur wenige Schritt, dann ſinkt er hin von neuem getroffen. Jetzt reitet auf weißem Zelter ein junger Scheich durch das Felſenthor; er ſitzt hoch aufrecht auf dem Schimmel, ſeine weißen Gewänder gleißen in der weißen Sonne, wie Silber; eine breite Agraffe blitzt im Turban. Hoch, aufrecht, ein König, reitet er vor ſeinen Leuten. Seine vier Frauen haben geweint und geklagt, als er auszog, aber er war ſtolz, ernſt, ſiegesſicher, er ſagte, er würde ihnen Gold mitbringen und Sklavinnen und Perlen, ganze Schnüre von Perlen, wie ſie die Frauen in der Franken=ſtadt tragen. Jetzt reitet er uns entgegen, um ſie zu er=kämpfen. Man ſchießt ihm das Pferd unter dem Leib fort, das wiehert laut auf und ſtürzt in die Knie, aber im gleichen Augenblick ſteht der junge Scheich auf dem Boden, hat den breiten Säbel hoch in die Luft geſchwungen und ſtürmt auf uns zu, wir können faſt erkennen, wie ſeine Augen blitzen. Plötzlich hält er ein, greift mit der Hand in die Seite, ſpreizt die Finger weit aus, — — — und langſam kehrt er um, geht zu dem gefallenen Tier, nimmt den Gebetteppich vom Sattel, breitet ihn auf dem Boden aus, kniet nieder und betet. Und um ihn pfeifen die Kugeln, neben ihm dringen ſeine Leute vor, und werden von uns einzeln aus der ſichern Deckung abgeſchoſſen, wie Hirſche bei einer Treibjagd. Nach ein, zwei Minuten fällt der junge Scheich röchelnd zur Seite, während er die Arme

auseinanderbreitet und den Kopf im Todeskrampf weit zurückbiegt. Als das Gefecht beendet, gehen wir zu dem Toten, ſtumm, niemand wagt zu ſprechen. Es war ein blutjunger Menſch von kaum zwanzig Jahren, und ſein Antlitz war edel, wie das des Antinous.

Ein Nachruf

Digitized by Google

Im allgemeinen bin ich kein Freund von Leichenbegängniſſen; und das iſt leicht verſtändlich, wenn man erfährt, daß ich weder ein Sargmagazin beſitze, noch ein Fuhrgeſchäft, ja nicht einmal Totengräber, oder gar Prediger bin. Nein, — ſie ſind mir unangenehme und ungeduldige Mahner, die Beerdigungen — und außerdem habe ich die Beobachtung gemacht, ſie finden ſtets zur unrechten Zeit und bei unpaſſendem Wetter ſtatt. Entweder iſt der Himmel tiefblau, auf allen Gräbern leuchten die goldenen Buchſtaben in der Sonne, im Schatten hält Laub und Gras den Tau, der von heimlichen Lichtſtrahlen blitzt und perlt, und dann empfinde ich dieſe unzarte Ironie Gottes wie eine ſchwere perſönliche Kränkung. Oder aber es regnet, was vom Himmel herunter will, in Mollen ſchüttet es; wie man ſich wende peitſcht es einem grade in das Geſicht und bei jedem Schritt verſinkt man fußtief in den aufgeweichten Boden; oder wieder es friert Stein und Bein, der Boden klingt als ginge es über Sargdeckel dahin, und man iſt zum Schluß nur erſtaunt, daß man ſich nicht ſelbſt bis auf den Tod erkältet hat. Niemals trifft es das Wetter bei Beerdigungen — und dann — dann — die Predigt! Und dennoch, ich hätte gern einmal ſelbſt

geſprochen, mir war damals um das Herz, als müßte ich es thun, und die Worte hätten ſich mir vielleicht gefügt. Es redete grade ein junger Menſch; ſicherlich hatte er den beſten Willen, uns zu zeigen, wie gut er ſein Examen beſtanden und wie geläufig ihm die Bibel war, aber was wollte das ſagen: er kannte doch die Verſtorbene nicht und ich hatte ihr nahe geſtanden durch lange Jahrzehnte. Ich hätte mit geringerer Schulung, aber mit wärmeren Klang geſprochen. Ungefähr das hätte ich geſagt:

„Was in dieſem Leben wäre nicht gleichgültig, da das Geborenwerden im letzten Grunde nur ein unglückſeliger Zufall iſt? Aber dieſer Zufall hat eine unweigerliche Folge — den Tod. Ich denke, damit könnten wir uns abfinden. Oder — nein? Nun, das iſt Privatſache. Dieſer Zufall aber — das Leben genannt — ſperrt uns in eiſerne Käfige, welche wir überall mit uns herumtragen, und nie und nimmer können wir die dicken Gitterſtäbe durchbrechen; Geburt, Stand, Geſchlecht, Zeit beeinfluſſen unſern Geſichtskreis, wie unſere Sehſchärfe; nur mit einer kleinen Anzahl anderer Weſen kommen wir zuſammen, und nur einen winzigen Bruchtheil des Seins umſpannen unſere Sinne. Fremd iſt uns eigenes, fremder — fremdes Leben. Schattenhaft zieht in uns die Erinnerung herauf, unerkannt verhüllt ſich uns die Zukunft; nur der Augenblick lebt, aber auch er iſt ungreifbar, unwägbar. So iſt unſer Daſein nur Schein, und die Seele, — jene witzigſte Erfindung des Menſchengeiſtes — ſie löſt ſich auf — noch vor

dem Körper. Stirbt ein Fernſtehender, berührt es uns nicht; ſtand uns der Tote nahe, ſo ſtirbt er doch nur in uns. Solange wir ſeinen Schatten zu beſchwören vermögen, iſt er nicht ganz verſtorben, gehen auch wir dahin, ſo zerbröckelt mit uns das allerletzte Reſtchen ſeines Lebens. Wieviele aber ſind tot ſchon lange bevor ſie die irdiſche Vernichtung trifft, weil nichts, gar nichts von ihnen in andere überfloß?

Seht ihr, was aber dieſe Frau hier vor anderen auszeichnete, das iſt: ſie ging ganz, rein, ungeteilt auf andere über, verwuchs untrennbar mit fremdem Leben, und blieb dabei doch ſelbſt innerlich ewig einſam. Das iſt ein ſchweres Martyrium. Darf ich euch davon erzählen, was ich grade weiß? Hört! Sie iſt irgendwo in einem kleinen Dorf der Mark geboren die ſoundſovielte von einem ganzen Haufen von Geſchwiſtern. Als Kind iſt ſie in die Schule gelaufen, ſtundenweit, und hat viel mit auf dem Feld geholfen; an ihre Jugend, welche ſie in friſcher Luft verbrachte, ſind ihr die Erinnerungen geblieben durch die dreißig Jahre, die ſie gefangen im Häuſermeer verlebte erſt bei uns, und dann zwei Jahrzehnte irgendwo in Dachſtuben, Hinterhäuſern, und feuchten Kellerwohnungen. Sie bewahrte dieſe Zeit der Freiheit in ſich, denn ſie erzählte mir einmal davon, ſie, welche eigentlich nie länger zuſammenhängend ſprach, ſondern nur kurz, abgeriſſen, aber ſcharf und klar ihre Meinung ſagte. Ihre Urteile hatten faſt die Prägung von Sprichwörtern und trafen ſtets den Nagel auf den Kopf. „Na Annechin, was machſt du?

Wie ist denn das mit uns, willst du mich immer noch nicht heiraten?" Sie lachte: „Na glaubst du denn, ich kann mich nicht mehr verheiraten? Neulich hat mir erst der Portier von nebenan einen richtigen Heiratsantrag gemacht." „Und warum hast du ihn denn nicht angenommen? Das wäre doch vielleicht ganz gut gewesen, dann brauchtest du nicht mehr Tag für Tag zu fremden Leuten zu laufen." „Ach nee — habe ich gesagt, — lassen wir's man so, wie es ist, ich habe an dem einen Mal übergenug; heiraten ist was für junge Leute, aber wir Alten, wir müssen fort, damit die Jungen Platz kriegen." Ja -- aber einmal hat sie mir doch eine lange Geschichte erzählt, wie sie als Kind mittags auf das Feld hinausgegangen zur Arbeit, und wie sie sich an den Rain gelegt hat, nur einen Augenblick um sich auszuruhen, denn es war heiß. Da hatte sie in den blauen Himmel geguckt und ewig wären die Halme durcheinander gefallen und die Ähren hätten genickt und genickt mit ihren schweren Köpfen, und von den langen Grannen hätte es in der Sonne geblitzt, daß ihr fast die Augen weh gethan hätten und immer müder und müder wäre sie geworden, bis sie dann endlich ganz fest eingeschlafen sei; und als sie aufwachte da hätte die Sonne schon hinter dem Wald gestanden, und sie wäre heimgelaufen so schnell sie konnte — weil sie Prügel fürchtete. Ja, das hat sie mir einmal ganz ausführlich erzählt, trotzdem sie sonst nur wenig sprach: Als Mädchen kam sie in eine Zuckerfabrik und hat sich dort mit einer Blechplatte die Sehnen eines Fingers zerschnitten. Der Finger blieb steif, unbrauchbar,

und doch ſchaffte ſie ſelbſt mit dieſer Hand mehr, wie manch einer mit ſeinen beiden. Arbeit, ſchwere Arbeit das war der Refrain ihres Daſeins; aber es war nicht freie Arbeit zu eigenem Nutzen, ſondern Laſttierfrohn in fremden Häuſern, für fremde Menſchen. Nur wenigen iſt ſie davon nahe getreten, und doch hat ſie geſchafft für die Leute, eifrig, anteilvoll, wenn ſie ihr auch nur mit kläglichem Lohn dankten. Sie muß einmal ſchön geweſen ſein, groß, kräftig, ſolch eine, wie ſie der Teufel beſonders gern hat — — — und ſo kam ſie dann in die Stadt; zufällig in das Haus meiner Eltern. — Ja die Zeit vergeht, das iſt bald über dreißig Jahr her. — Ich verdanke nächſt meiner Mutter dieſer Frau mein Leben, denn ich hatte mir feſt vorgenommen von der Welt ſo frühzeitig, wie nur irgend möglich Abſchied zu nehmen, bevor mir das Daſein zur läſtigen und koſtſpieligen Angewohnheit geworden wäre, welcher mau doch nicht entſagen will, ſo ungefähr, wie es vielen Leuten mit dem Rauchen geht. Ihr gelang es durch die That und freundliche Zuſprache, mich von dieſem meinem Vorhaben abzubringen, und bei alledem, kann ich doch nicht einmal ſagen, daß es mich heute gereut, ihr gefolgt zu ſein. Zehn Jahr war ſie in unſerm Haus, ſah uns alle aufwachſen, und zwanzig Jahre hat ſie noch treu zu uns gehalten in aufopfernder Liebe, und doch ſtand es nicht in unſerer Macht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Grade, wenn unſer kleines Lebensſchiff tief im Abgrund ſchwankte zwiſchen wilden Wellenbergen, dann war ſie es, die mit an das Steuer griff und wacker lenkte;

und das, trotzdem sie übergenug mit sich selbst zu thun hatte, trotzdem sie in ihrer eigenen Ehe tiefes Unglück, schwerste Kränkungen erfuhr. Ich erinnere mich noch ihrer Hochzeit; sie war da draußen in der Müllerstraße in einer Wohnung, in der ich noch niemals gewesen war. Es gab Kalbsbraten und Essigpflaumen und nachher tanzte man. Sie waren beide zwei schöne Menschenkinder, und zuerst mögen sie nicht schlecht zusammen gelebt haben, denn der Maurer war eigentlich kein roher Mensch; aber bald verunglückte er, und nun ging es mit ihm abwärts; er arbeitete nichts, prügelte seine Frau und vertrank das Geld welches sie verdiente. Als man ihm Vorwürfe machte sagte er: er hätte nun fünf Jahre gearbeitet für seine Frau, nun solle auch seine Frau fünf Jahre für ihn arbeiten. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten! Davon war er nicht abzubringen. Es wurde immer ärger mit ihm; er versetzte ihre Sachen, wenn sie aus dem Haus war; endlich bedrohte er sie mit dem Messer und Beil, und sie lief ihm fort. Nun schlug er seinen Wohnsitz in den Krankenhäusern auf, um als Schluß irgendwo in einem Massengrab seine letzte Ruhestätte zu finden. Diese wenigen Worte schließen einen unermeßlichen fünfzehnjährigen Jammer ein. Und die Frau hat in der Zeit geschafft von morgens sechs Uhr, bis in die späte Nacht, gewaschen, reingemacht, schwerste Arbeit gethan, wohl ernst und mürrisch, aber sauber, fleißig, pflichttreu und unermüdlich, lauter und ehrlich, wie Gold. Wenn man besitzt, was man bedarf, dann ist es nur geringes Verdienst seine Stelle im Leben ordentlich auszufüllen. Aber, ihr guten

Leutchen, mit den anständigen Röcken auf dem Leib und den Depotscheinen in der Brieftasche, wißt ihr denn was Armut heißt, habt ihr das jemals ganz begriffen? Nicht, daß ihr nichts zu beißen und zu brechen habt: nicht das ist das Schlimme, sondern wie euch die Armut beeinflußt, wie sie euer Thun und Handeln lenkt, euer Fühlen und Denken bestimmt, wie sie euch feig, kleinlich und niederträchtig macht. Und diese Frau, die arm, ganz arm war, war durch und durch vornehm und von wunderbar entwickelter Herzensbildung; wenn sie auch für sich geizig war, und lieber zwei Stunden lief, ehe sie einen Groschen an die Pferdebahn wandte, für andere war ihr nichts zu viel; sie hat für ihren Sohn gespart, der sich mit Frau und Kindern als Schlossergeselle schlecht und recht durchs Leben schlug — gespart daß ihre Enkel einmal etwas lernen können, sie kam zu jedem Geburtstag zu uns ins Haus und beschenkte uns, weit über ihre Mittel.

Ihr Leben floß in kräftigen Wellen ohne Unterbrechung dahin in steter Arbeit. Wenn sie grade einen Tag frei hatte, kam sie zu uns und sah nach dem Rechten. Sie liebte uns, und fühlte mit uns, und es kränkte sie mehr, als uns selbst, daß es bei uns nicht so zugehen konnte, wie in den andern Häusern, in welche sie kam. Das gab sie auch ganz unverhohlen zu verstehen. Wie der gute Hausgeist der Märchen half sie, wo zu helfen war, und, wie ein Boot einen Kielstreifen auf der Wasserfläche hinterläßt, der blitzt und glänzt in der Sonne, so glänzte alles von Ordnung und Sauberkeit, dort wo sie geschaffen. Sie

war nur selten freundlich, kritisierte, und ging recht scharf ins Gericht, besonders mich kanzelte sie — als ich schon längst der Zuchtrute entwachsen, — oft unnachsichtlich ab, wenn ich mit meinen Sachen nicht gut genug umging. „Schon wieder hast du Fransen an den neuen Hosen, natürlich du mußt die Sachen so lange auf dem Leibe tragen, bis sie dir in Fetzen herunterfallen; warum kannst du denn zu Hause kein altes Zeug anziehen?“ Das klang ja nicht grade ermunternd, aber es war doch ehrlich.

Sie wurde älter, die Arbeit fiel ihr schon oft recht schwer. Es ging nicht mehr so wie sie es wünschte, und dennoch konnte sie sich nicht entschließen eine Stelle als Wirtschafterin anzunehmen. Vor kurzem that sie einen schweren Fall von einer Leiter, und seitdem kränkelte sie, aber immer weiter ging sie ihrem Tagewerk nach, und zu Beginn dieser Woche schleppte sie noch schwere Körbe zum Boden. Todkrank kam sie heim und erlag binnen zwei Tagen inneren Verletzungen. Man fand bei ihr Geld nach Münzsorten geordnet in Töpfen und Tassen, in Winkeln ihrer Spinden. — Einige tausend Mark waren es, welche sie sich für den Sohn und ihre Enkelkinder vom Munde abgespart. Und wenn ein Vanderbilt Millionen hinterläßt, ihm hat es nicht ein hunderstel von der Mühe bereitet, sie zu erwerben, wie dieser Frau. An jedem Pfennig — Schweiß, Arbeit, Entbehrung. Wenn sie Wochentags von morgens bis abends geschafft, so ging sie Sonntag Nachmittag hinaus aus ihrem Kellerstübchen und setzte sich am Kanal drüben unter die Bäume auf die

Bank. Dann kam der alte Portier von nebenan und gesellte sich zu ihr, um ein wenig mit ihr zu plaudern. Alle Diener und Hausmädchen der Gegend kannten sie, grüßten sie und riefen ihr im Vorübergehen ein freundliches Wort zu. Oder Anna ging am frühen Morgen des Sonntags fort, schleppte sich den weiten Weg bis in die Höchste-Straße hinaus, zu ihrem Sohn, ihrer Schwiegertochter und ihren Enkeln; die Kinder hingen an ihr, denn sie kam niemals mit leeren Händen. Wenn sie selbst Geburtstag hatte, hielt sie darauf ihre Gäste gut zu bewirten. Die Stoffe zu Kleidern, welche man ihr schenkte, legte sie sich fort, ohne sich je etwas anfertigen zu lassen: Sie meinte, wenn sie auch ganz einfach ginge, zerissen liefe sie nicht umher, und das wäre ihr genug.

Ich habe gehofft später an ihr wenigstens einen Bruchteil vom dem gut zu machen, was sie an mir gethan hat, und es wäre mir wohl gelungen, wenn sie nicht in ihrer rührenden Bescheidenheit sich meinem Dank entzogen hätte. So aber bleibt mir nichts übrig, als hier traurigen Herzens zu sagen, was sie mir war, und was ich ihr schulde.

Ein greifbares Stück meines Lebens ist mit ihrem Hingang zum Schatten geworden. Nie mehr werde ich ihre liebe Gestalt sehn, nimmermehr! Etwas das war, soll nicht mehr sein?! Hier versagt meine Logik. Und ich will auch nicht grübeln, ich will auch nicht denken, ich will auch nicht glauben. Ich will nur Abschied nehmen von ihr, von mir. Man soll über einen Abschied nicht nachdenken, denn in jedem Abschied liegt ein Stück Wahnsinn.

Warum ſteht ihr hier noch, geht heim ihr Lebenden!
Die Toten ſollen ihre Tote begraben.“

Ja ſo hätte ich wohl geſprochen.

Der Heringssalat

Quidquid id est, timeo Albatchen,
et donum ferentem.

Elend-Seiffert § 187 Seite 129.
Lateiniſche Grammatik f. Mittelklaſſen.

Albatchen — Achſo! Ihr kennt ja mein Albatchen garnicht. (Weil kein Menſch meine Bücher lieſt.) Und ihr kennt Mutter nicht, und ihr kennt Brauer nicht, und ihr kennt nicht einmal Anna Lademann. Aber ſoviel will ich doch ſagen, es iſt dasſelbe Albatchen, das im Verein der Geiſtesbrüder die denkwürdige Rede hielt: „Jawoll — und ſo ein Verein muß unbedingt jegründt wer'n, un wat ich ſchon immer ſagen wollte, es is höchſte Zeit, daß er jegründt wird." Na, überlegt mal, kennt ihr es garnicht, das hübſche Kerlchen, mit dem ewig freundlichen Lächeln auf dem runden Geſicht, mit den dicken, krauſen, braunen Haaren und den Augen wie zwei große, ſchwarze Kirſchen? Seht ihr, — das war mein Albatchen — wenn ich mehr Bildung beſäße, würde ich ſagen, mein Pylades, mein beſſeres Ich. Und damals war es auch, da man mir lange gewichtige Reden hielt, über die Pflichten und Rechte, die ich mit der Einſegnung auf mich nähme. Heute darf ich wohl — ohne Überhebung — von mir behaupten, ich nahm es ernſt damit; Tag und Nacht dachte ich darüber nach, wie ich dem Lehrer einreden könnte, daß die

Vorbereitungsſtunde beim Prediger mit der des griechiſchen Extemporales zuſammenfiele, und wie ich umgekehrt den Seelenhirten in den Glauben verſetzen möchte, daß gerade zu beſagter Zeit Klaſſenaufſatz geſchrieben würde, jener Aufſatz, von dem einzig und allein die Verſetzung abhängt. Aber noch ernſter nahm ich es doch damit: Was würde mir Albatchen ſchenken? Daß es etwas Herrliches, Großartiges, unſagbar Schönes ſein würde, war Gewißheit, denn ſeit Monaten waren Vorbereitungen im Gange, — aber was? Albatchen hüllte ſich in einen Mantel von Schweigen; nur wenn ich bei ihm das Allerheiligſte — jenes Zimmer mit den roten Plüſchmöbeln und dem Oldruck über dem Sofa — betreten wollte, zog er mich ſanft am Ärmel zurück und ſagte:

„Nee, Jeorje, da därfſte nich rin!“

Alle Herrlichkeiten des Feſtes: der weiſe Lebensſpruch, der ſchwarze Anzug mit Rockſchößen auf Taille gearbeitet, wie für einen richtigen Herrn, Tante Tepper mit „Uhland's Volksausgabe“ (Wer in unſerer weitverzweigten Familie hätte dieſe nicht von ihr geſchenkt bekommen!) — all dieſe Dinge wogen nicht die Erwartung auf, mit der ich Albatchen und ſeinen Gaben entgegenſah; — aber Albatchen kam und kam nicht. In meiner Seelenangſt begann ich mir ſchon die bitterſten Vorwürfe zu machen. Sollte er, Albatchen, es mir verargt haben, daß ich ihm geſtern mit dem Ellbogen gepufft hatte? Niemals wäre ſeine Heldenſeele einer derartigen Kleinlichkeit fähig geweſen. Oder — das mit Lies—?

Ach, da kommt er ja — ſieben Minuten nach dreiviertel auf zwei! — Ganz rot ſieht er aus, der liebe Junge, und in

beiden vorgeſtreckten Händen balanciert er eine große, ſpitze Düte. Die Düte iſt aus einem Pappſtück gebogen, außen mit buntem Kattun bekleidet, die Ränder mit roter Paſpel umnäht, und das ganze mit blauem Band geſchnürt. An der Oeffnung drängen ſich lockend blaue Pflaumen, ſammtene Pfirſiche und gelbe Weinbeeren.

„Da, Jeorje, det jefällt dir wohl?"

„Na ob!"

Ich greife zu. Aber, ſowie Albatchen losläßt, ſchlägt die Düte um, Weintrauben, Birnen, Pfirſiche, und Pflaumen zerſtreuen ſich hüpfend über den Fußboden und ein Ball — ein echter, veritabler Sauball, ſo groß wie die größte Kanonenkugel auf der Feſtung Königſtein kullert ihnen nach. Zerquetſchte Obſtleichen zeigen die breite Spur ſeines Weges. Ein Sauball; zwar kein echter, lederüberzogener, aber — wenn auch nur ein zeugbenähter, — doch ein Sauball! Solch Sauball war damals das letzte Ziel meiner Wünſche, das ſüße Gaukelbild meiner nächtigen Träume. — (Ach Gott, heute träume ich von anderen Dingen!)

„Verſtehſte Jeorje, wie meine Schweſtern den jemacht haben — doziert Albatchen mit der ernſten Miene des Fachmanns. — „Alſo erſt einen vollen Jummiball, un denn die Barchentabfälle von der Schneiderei, un immer rumjewickelt, und denn die Tuchkeile aufjeſetzt, un die Näthe mit Bindfaden jehoften."

Die Freude läßt mich keine Stammelworte des Dankes finden, ich wiege den Ball nur in der Hand, trete einen Schritt zurück, als ob ich zum Schleudern ausholen will, da

kommt Anna Lademann herein: (Ach ſo! — ihr kennt Anna Lademann auch nicht; dann bleibt doch nichts anderes übrig, als meine Bücher zu leſen!) Was das eigentlich heißen ſoll, warum ich die ausgekauten Weinbeeren und die Plaumenſchalen auf den friſchjebohnten Fußboden ſchmeiße. Wenn ich hundert Jahre alt würde, würde ich auch nich vernünftig werden. Den neuen Anzug möchte ich man ausziehen. Natürlich, wenn ich ein anſtändiges Stück hätte, müßte ich es jleich anziehen.

Auf dieſe im letzten Grunde nicht unberechtigte Argumentation wußte ich nichts von Bedeutung zu erwidern, und bemerkte zu Albert.

„Weißt du Albatchen, wir wollen heruntergehen und Ball ſpielen.

„Wenn ihr runter uf'n Hof jehn wollt," — miſchte ſich Anna ungefragt in unſere Unterhaltung — „in Jottes Namen. Ick habe niſcht dajejen. Aber den Ball — det Ding da! — laßt man oben."

„Nein den würden wir grade mitnehmen."

„Woll damit du den Leuten die Scheiben einſchlägſt."

Das wäre meine Sache, entgegnete ich ſtolz.

„Na ſchön, wenn du nich mehr auf mich hören willſt, dann is det wohl det beſte, ick ſage dir jarniſcht mehr," verſetzte Anna und verließ uns tief gekränkt.

Nun kam Mutter herein. Sie bedankte ſich bei Albert für das ſchöne Geſchenk. Das wäre ja eine richtige Bombe, wir ſollten nur mit ihr auf dem Tempelhoferfeld ſpielen, da könnten wir wenigſtens kein Unheil anrichten.

Nein wir wollten es einmal auf dem Hof damit verſuchen.

Das ſollten wir doch lieber nicht thun.

„Sieh mal, Mutter," flüſterte ich in heimtückiſcher Geſinnung, „Albert hat den Ball geſchenkt, da kann er doch auch verlangen, daß wir wenigſtens ein Mal mit ihm ſpielen."

Dann ſollte ich mir den alten Rock anziehen.

Ach, wir kämen ja in zehn Minuten wieder herauf.

Und ſo zogen wir mit dem Ball ab.

Der Hof war ein ſchmaler, langegeſtreckter, grauer, ſpitzſteiniger Hof, auf dem der Portier Brauer als Souverain herrſchte und mit kühner Hand die Aufſtände der Rebellen niederſchlug. — Wie ſich doch ein Ding bei hiſtoriſcher Betrachtung verändert! Damals fühlte ich mich als angeſtammter Herrſcher und ſah in Brauer nur einen ungeſetzmäßigen Urſurpator, deſſen Macht auf alle Weiſe durch Liſt und Gewalt zu untergraben ſei.

Als wir auf dem Hof kommen, empfängt mich Brauer, der grade eine Inſpektionsreiſe durch ſeine Königreiche unternimmt, mit den freundlichen Worten:

„Mit dem Ding wird hier nicht jeſpielt. Verſtehſte? Mach, daß de von'n Hof kommſt."

„Sie haben überhaupt „Sie" zu mir zu ſagen," erwidere ich im Vollgefühl meiner männlichen Erſcheinung.

„Ach wat, du drei Käſe hoch; wiſch dir doch erſt die Neeſe!" lautet ſeine väterliche Ermahnung.

„Schnauze!“ ſagt Albatchen energiſch, aber doch viel zu leiſe, um von der Gegenpartei gehört zu werden.

Da ich einſah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten, ſo verſuchte ich es mit Liſt, zog mich ſcheinbar zurück und wartete, bis Brauer verſchwunden; dann aber ging es los; Heidi! Ich hätte ja nie geglaubt, daß ſich mit dieſer Bombe ſo weit werfen ließe. Wenn man ſie mit beiden Händen ergriff, drei Schritte vorlief und ſchleuderte, flog ſie im kurzen Bogen, wohl ſechs Meter; und gar, daß es ſo leicht wäre, ſie zu fangen, hätte ich mir nicht träumen laſſen. Man mußte nur Mut haben, tüchtig entgegenlaufen, beide Arme ein wenig ausbreiten, ſo daß ſie gegen Bruſt oder Leib flog, das gab zwar einen gehörigen Stoß, aber man hielt ſie doch feſt. Ich hatte bald heraus, daß Albatchen ſich vor dem Ball fürchtete und dem Geſchoß ängſtlich auswich, anſtatt ihm, wie ich, als Mann entgegenzutreten. Auch im Werfen war ich Albatchen über, und ſo trieb ich ihn vor mir her, wie Blücher die Franzoſen bei Waterloo. Im Eifer der Schlacht, als froher Sieger, merkte ich kaum, daß der rechte Ärmel meines Rocks länger und länger wurde und noch heute kann ich mir das phyſikaliſche Rätſel nicht erklären, wie es nur kam, daß bei dieſer Erſchütterung der Ärmel nicht in der Nat, ſondern nebenbei riß.

Endlich habe ich Albert faſt bis an die Wand gedrängt. Jetzt noch einen kräftigen Wurf, dann habe ich gewonnen. Mit aller Kraft ſchleudere ich den Ball, wohl acht Meter weit. Albatchen — anſtatt ſtand zu halten — biegt aus und der Ball verſchwindet direkt hinter Albatchen durch

die Scheibe von Reinerts Kellerfenſter. Wäre eine Dynamitbombe in den Keller gefallen, ſie hätte ſicherlich weniger Lärm verurſacht. Mit Feldherrnblick überſieht Albatchen ſofort die Lage.

„Ick mache Bott — Bott“ ruft er mir zu; wendet ſich kurz auf den Hacken und konzentriert ſich mit einer Weltrekordgeſchwindigkeit nach dem Hinterhaus.

Ich ſchaue durch die zerbrochene Scheibe und ſehe meinen Sauball als Garnierung in einem Bottich mit Heringsſalat liegen, welcher auf der engliſchen Drehrolle ſteht. Frau Reinert iſt vor Schrecken in einen Stuhl geſunken und ihr Gemahl ergeht ſich gegen mich in unzarten Wendungen, während Brauer, Haune Schramm und das Dienſtmädchen von Meyers durch das Geklirr der Scherben angelockt, lärmend auf mich einſprechen.

Ich laſſe mich aber dadurch nicht beirren und ſage: „Bitte geben Sie mir meinen Ball wieder, er iſt mir verſehentlich zu Ihnen hereingefallen.“

Darauf brüllt der Budiker: Der Heringsſalat ſei ja das wenigſte, den müßten wir natürlich bezahlen, un die Scheibe ooch — aber wenn er die Kundſchaft einbüßt — denn den Heringsſalat haben ſich drei Droſchkenkutſcher bei ihm beſtellt, extra ein Pfund rohen Schinken habe er reingeſchnitten, dann verklage er uns — und wenn ſeine Frau, die grade det dritte Kind nährt, von dem Schreck die Milch verliert, „nehme ick mir auf eure Koſten 'ne Amme!“

Ich ſage: Er möge mir nun endlich meinen Ball

geben, und nicht länger durch derartige familiäre Intimitäten mein jugendliches Gemüt vergiften.

Da erſcheinen Mutter und Anna Lademann; beide haben in inſtinktiver Erkenntnis ſogleich erfaßt, daß bei dieſem Lärm es ſich nur um meine Perſon drehen kann. Klüglich überlaſſe ich den beiden die weitere Führung der Präliminarien. Nach längerem Zwiegeſpräch — bei dem Mutter deſto liebenswürdiger wird, je mehr der Budiker und ſeine Frau keifen, und bei dem ich meine Unſchuld verſichere: (Albatchen allein iſt der Böſewicht geweſen; hätte er den Ball gefangen, wäre das nie paſſiert! Aber da Albatchen den Ball geſchenkt hat, ſo wäre es unrecht, ihn deshalb zur Rechenſchaft zu ziehen) — — — zog endlich Mutter ab. Anna Lademann trug eine große Schüſſel Heringsſalat, und ich den Ball; während Hanne Schramm die Weiſung erhielt, einen Glaſer zu holen.

Weder Albatchen, noch ich erinnern ſich, je wieder ſo guten Heringsſalat — mit ſoviel Schinkenſtückchen! — gegeſſen zu haben, wie am Abend meiner Einſegnung. Ja, es war ſogar ſoviel, daß noch für zweimal übrig blieb.

Verzeihung Leſer und Freund, wenn ich hier zu einer ganz perſönlichen Bemerkung das Wort ergreife. Grade hier — in dieſem Punkte — ſtehe ich nämlich mit meiner Mutter und meinen zukünftigen Biographen im Widerſpruch. Heute behauptet Mutter kühnlich, die ganze Geſchichte wäre „erlogen“ und die Sache mit dem Heringsſalat wäre beſonders nur deswegen erfunden, um ſie in den Augen der Welt herabzuſetzen, wie ſie überhaupt mir endlich einmal

ſagen müßte, daß ſeitdem ich ſchriftſtelleriſch thätig ſei meine Wahrheitsliebe bedeutend gelitten hätte. Nun wer uns kennt, wird entſcheiden, wem mehr Glauben beizumeſſen. (Ich aber tröſte mich damit, daß die drei: der Prophet, der Prolet und der Poet im Vaterlande nichts gelten.) —

Nun wurde der Ball weggeſchloſſen und nur ſelten konnte ich ihn noch Mutter abſchmeicheln. Einſt auf einer Klaſſenpartie fand er ſein trauriges Ende. Die böſen Buben hielten ihn für Marſyas und zogen ihm das Fell über die Ohren, aber nicht genug damit, ſie haſpelten dem Ärmſten langſam die Barchentgedärme aus dem Leibe. In einem Haufen von Glasſcherben ruht ſeine verſtümmelte Leiche. Diſteln und Brennneſſeln umſtehen ſein frühes Grab.

Albatchen iſt ſtolz und dick geworden, ſeitdem er Beamter und Vizefeldwebel der Reſerve iſt. Albatchen würde ſich wohl heute nicht mehr am Spiel beteiligen. Aber ich — ach hätte ich den Sauball noch, wohnte ich da noch in dem alten, grauen Hauſe, und wäre noch alles, noch alles, wie einſt. Kein Brauer ſollte mich hindern; (er keilt ſchon längſt im Himmel ſeine Frau) — und wenn ich auch dem Geheimen Rechnungsrat vom dritten Stock die Scheiben einſchmeißen würde, — es ſollte mir nicht leid ſein.

Georg Hermann

Spielkinder

Roman

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Auszug aus den Besprechungen:

Berliner Fremdenblatt: Ein großes, vielversprechendes Talent, das sich an den besten Meistern der Moderne gebildet hat und selbst von einer interessanten Persönlichkeit Zeugnis giebt, führt sich mit diesem originellen, wahrheitsreichen Buche bestens in die Litteratur ein. Der Roman ist mit großer, psychologischer Feinheit geschrieben und getragen von einer hohen, sittlichen Tendenz, die aller Prüderie und Engherzigkeit den Krieg erklärt. Der junge Autor ist eine Kampfnatur, aber die Vorsehung hat ihm glänzende Waffen mitgegeben und schon dieser erste Ansturm läßt hoffen, daß er sie einst zum Siege tragen wird.

Dresdner Anzeiger: Hermann ist ein Kind der Moderne; er hat sich ihr Wesen angeeignet und sucht in ihren Bahnen zu wandeln. Er hat sich die Aufgabe gemacht, die Gebrechen unserer Zeit, wie sie in der Großstadt großgezogen werden und einzelne Existenzen wie ganze Familien zu Grunde richten, zu schildern. Mit einem gewissen Scharfsinn, einer instinktiven Natürlichkeit und beachtenswerten Routine hat Hermann sein Thema in einer natürlich auf Berliner Boden sich abspielenden Handlung ausgeführt. Er greift in die Gründerzeit nach 1871 zurück und schildert sehr gut das Gaunertum gewissenloser Agenten und ihrer Helfershelfer, die ein Opfer sich auslesen, das dann ausgesaugt wird. In diesem Falle wird ein in den besten Verhältnissen lebender Großkaufmann thatsächlich „gemacht", und wo die Überredungskunst nicht ausreicht, da hilft der verwirrende Sherry Cobler. Am besten ist der Zusammenbruch dieser Familie, auch des inneren Glückes, dargestellt, das nur noch durch die Tüchtigkeit und den Mut der Frau

gehalten wird. Thatsächlich hat sich Hermann darin als ein talentvoller Nachfolger bekannter Muster erwiesen. Neue Ideen und Bahnen erkennt man allerdings nirgends. Natürlich ist den Liebeshändeln ein breiter Raum gegeben; die Episode der Liebesverhältnisse der schönen Lies mit Georg und anderen, nach Tovoteſcher Art, wird fast zu selbständig und verdrängt das Hauptthema. Man hat sonach zwei Romane vor sich, die zusammengeschweißt sind, und das hätte H. vermeiden sollen. Er wollte aber verschiedene große und kleine „Spielkinder" schildern, die weder Kraft noch Mut haben, dem Leichtsinn der Umgebung und der Verhältnisse zu trotzen, die nicht charakterfest eine sittliche Bahn zu wandeln, sich durch Irrtümer und Leidenschaften zur Klarheit durchzudringen verstehen, die vielmehr alle ohne Ernst, ohne Streben, ohne Halt sind, kurz Kinder, die ein Spielball in der Hand anderer, der Verhältnisse und des Schicksals, sind, nicht Männer, die trotzig aller Anfechtung und allen Schwächen begegnen. Zu tadeln ist auch die Form der Darstellung, nämlich der stete Wechsel zwischen der rein erzählenden Form in dritter Person und der sogenannten Ich-Form, wodurch alle Einheitlichkeiten aufgehoben und viel Unklarheit hineingetragen wird. Wenn Hermann dies künftighin beobachten wird, wird er sicherlich noch Gutes leisten.

St. Galler Blätter: Nicht als ob wir irgendwie darauf ausgingen, uns das Recensieren so recht bequem zu machen und andere für uns urteilen zu lassen — als wir aber neulich zufällig in Maximilian Hardens „Zukunft" auf eine Selbstankündigung dieses Romanes durch Georg Hermann stießen, erkannten wir in jener Eigencharakteristik so treffend jene Punkte betont, die wir selbst hätten berühren mögen, daß es Narretei wäre, in diesem Falle dem Citieren auszuweichen. „Niemals war es mein Wille," sagt der Autor an angegebenem Orte, „etwas Ganzes und Vollkommenes, in Form und Gestalten in sich Abgerundetes zu schaffen; selbst stilistisch verzichtete ich auf alle herkömmlichen Regeln, um nur das Unmittelbare, Subjektive zu wahren. Auch führte ich absichtlich nicht alles in gleichem Maße und in gleicher Schärfe aus, weder in Stimmung, noch in Perspektive und Technik. Vieles wollte ich nur andeuten, in vielem nur verwandte Gefühle des Lesers zum Mitschwingen, nur verwandte Gedanken des Lesers zum Weiterbauen anregen. Wenn ich das erreicht haben sollte, so genügt es mir . . . Der Leser möge meine Arbeit nur als das nehmen, was sie sein will, als ein Stückchen rein persönlich geschauter und rein persönlich wiedergegebener Natur."

Das heißt man so bescheiden sich äußern, daß vom Programm der Absichten durch die Kritik des Erfüllten nichts mehr braucht abgezogen zu werden. Das Helldunkel weit zurückgelegener Kindheitserinnerungen hat Hermann gut getroffen und die „Spielkinder", die er vorüberführt, dürften auch im Leser manchen halbverschollenen Schatten heraufbeschwören.

Georg Hermann

Modelle

geh. M. 1.—; geb. M. 2.—

Auszug aus den Besprechungen:

Blätter für litterarische Unterhaltung: Im Vorwort sagt der Autor: „Aus einigen dieser Skizzen ließe sich wohl mehr machen, sie ließen sich weiter durchbilden, ausführen, aber mich dünkt, dann würden sie auch noch das Wenige verlieren, das an ihnen eigenartig. Und das möchte ich nicht."

Ja, gewiß ließe sich aus mancher dieser Skizzen noch etwas machen, da hat der Autor recht; unrecht aber hat er, daß er sich, wenn er dies erkannte, nicht die Mühe genommen, diesem Mangel abzuhelfen, und unrecht hat er, wenn er fürchtet, dadurch ihre Eigenart zu gefährden, denn eine Eigenart, die nur in der Unfertigkeit besteht, bedarf keiner Schonung, sie ist nichts wert. Zur Ehre des Autors muß aber gesagt werden, daß er außer seiner Flüchtigkeit in der Ausführung doch noch andere Eigenschaften besitzt, wenn sie auch bisher noch des Stempels entbehren, der die künstlerische Individualität kennzeichnet. Er hat offene Augen und einen tüchtigen Wahrheitsmut; auch über Sarkasmus verfügt er, man wird, allerdings nur ganz flüchtig, hier und da sogar an Gustav Schwarzkopf erinnert, diesen größten deutschen Satiriker der Gegenwart . . . Läßt er seine Gedanken und Stoffe hübsch ausreifen, feilt und schmückt er sie, dann kann er noch Schönes leisten. Das Zeug dazu scheint er zu besitzen.

Deutsche Litteraturzeitung: Es giebt junge Autoren — zahlreich freilich mögen sie nicht sein —, die ihr Können einer strengen Selbstkritik unterwerfen und dabei zu der Anschauung kommen, daß sie noch nicht die Fähigkeit besitzen, einen Roman zu schreiben. Aber schreiben müssen sie. Wofern sie nicht Gedichte machen, schreiben sie Miniatur-Erzählungen und nennen diese aus Bescheidenheit oder aus Vorsicht

„Skizzen". Skizzen glaubt jeder zu Stande bringen zu können. Und doch ist eine gute Skizze keineswegs leichter zu schreiben als ein guter Roman. Auch Skizzen können Kunstwerke sein, in der Poesie sowohl wie in der Malerei. Es werden erschrecklich viele Skizzen geschrieben und leider auch gedruckt. Niemand darf es einem verübeln, wenn man solche Skizzenbücher mit Mißtrauen in die Hand nimmt.

Das Buch von G. Hermann macht eine erfreuliche Ausnahme; es erhebt sich ganz bedeutend über das untergeordnete gewöhnliche Geschreibsel dieser Art. Ich habe die 21 Skizzen, die hier vereinigt sind, mit Interesse gelesen. Es ist nicht gerade der Inhalt, der anzieht. H. ist ein Kind der Moderne und wandelt in ihren Bahnen. Er entnimmt den Stoff entweder dem Leben, wie es uns täglich umgiebt, schildert glückliche Arme und unglückliche Reiche, erzählt von der geistigen Beschränktheit und moralischen Haltlosigkeit in den untersten Klassen, oder aber er zieht kampfesmutig gegen die kleinen und großen Gebrechen der Gesellschaft los und liefert „wurmstichige Geschichten" in Tovoteſcher Art. Der Reiz dieser Skizzen liegt vornehmlich in der Technik, in der Kunst, wie er schildert und erzählt. Keine dieser Skizzen überschreitet durchschnittlich 4 Seiten. Scharf und spitz, mit feiner Satire und großer Routine sind sie geschrieben. Alles nur angedeutet, aber doch so klar, daß die Empfindung des Lesers zum Weiterbauen angeregt wird. Nicht alles steht auf gleicher Höhe; den „Musterroman", eine unnütze Spielerei, hätte ich lieber vermißt. Jedoch im Ganzen eine hoffnungerweckende Leistung.

Dresdner Anzeiger: „Eine Reihe kleiner, ureinfacher Skizzen. Weder hoch zum Himmel strebende Gedanken, noch sehnsüchtelnde Liebesträume. Nur das Leben — das plumpe Leben, wie man es täglich um sich sieht, — in seiner ganzen lachenden Rohheit, in seiner ganzen weinenden Freude. Hier war es ein Kopf, dort ein scharfgeschnittenes Profil, dort eine Augenblicksstimmung, die mich reizte, sie mit wenigen flüchtigen Strichen festzuhalten." — Mit diesen Worten leitet der Autor sein Werk ein, das eine Reihe ebenso interessanter Motive als scharf beobachteter Situationen prägnant zum Ausdruck bringt. Auf alle Fälle haben wir es hier mit einer originellen Arbeit zu thun. Den oberflächlichen Leser wird sie ein Stündchen angenehm unterhalten und stellenweise herzlich lachen machen; andererseits bietet das Büchelchen tieferen Naturen eine Fülle von Anregungen. In satyrischer Fassung

findet man manchen ernsten Gedanken und bittere Wahrheiten; das Ganze mildert ein wohlthuender Humor.

Hamburg. Correspondent: Unter diesen Modellskizzen befinden sich einige prächtige Gestalten, die echt künstlerisch aufgefaßt sind, einige köstliche dem Leben abgelauschte Augenblicksbilder und einige treffliche litterarische Satiren.

Rheinischer Courier: Das Gebiet, das Georg Hermann mit diesem Bande betritt, das der kurzen pointierten Erzählung, ist ein in Deutschland so wenig und mit so geringem Erfolge angebautes, daß man dergleichen Sammlungen nur mit einem Vorurteile in die Hand nimmt. Um so angenehmer ist die Enttäuschung, die man mit dem Werke Hermanns erlebt. „Skizzenbuch" nennt der Verfasser sehr bescheiden seinen kleinen Band. Es steckt aber mehr Talent darin, als in manchem dreibändigem Roman. Satirisch, kurz, pointiert erinnern diese deutschen Skizzen sehr oft an die ausgezeichneten kleinen „Contes" von Maupassant und François Coppée. Die scharfe, aber, so reizvolle Empfindung, daß man nur „Wirklichkeitsdichtung" in diesen Skizzen vor sich hat, verläßt einem nie bei der Lektüre dieses Bandes, die wir angelegentlichst empfehlen können.

Vorwärts: Von Georg Hermann, dem Verfasser des Romans „Spiellinder", ist unter dem Titel „Modelle" ein Skizzenbuch erschienen. Es sind Augenblicksbilder meist, die da durch ein paar Federstriche festgehalten sind. Mit hellen Augen sind sie gesehen, mit Geschmack und technischem Können sind sie gestaltet.

Georg Hermann

Die Zukunftsfrohen

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—

Auszug aus den Besprechungen:

Allgemeine Zeitung (München): „Neue Skizzen" nennt der Verfasser die zur Mehrzahl ganz kurzen Geschichten, die den Inhalt des Buches bilden, und es sind in der That, wie in den „Modellen" (vgl. Beilage vom 20. August 1897, Nr. 186) wieder nur Skizzen, nicht ausgeführte Kunstwerke. Aber sie geben ein verheißungsvolleres Bild von dem Können ihres Urhebers. Namentlich die erste, nach der die Sammlung den Titel trägt, die Schilderung der heruntergekommenen Hülfsarbeiter, die einmal bessere Tage gesehen haben und auf deren Wiederkehr hoffen, zeugt von scharfer Beobachtung und der Fähigkeit kurzer, treffender Charakteristik. Der Besuch des Erzählers bei dem schwindsüchtigen Freunde und die lebendige Veranschaulichung des Milieus ist von einem Realismus, der zugleich poetisch und ergreifend wirkt. Auch andere unter den kleinen Geschichten sind bemerkenswerte Kraftproben des Autors, die Skizze „Letzte Gluten" in ihrer Knappheit und Präzision wäre eines Maupassant nicht unwürdig.

Brünner Sonntagszeitung: In seinem neuen Bnche hat Georg Hermann zwölf Erzählungen vereinigt, von denen sich beinahe alle durch ergreifende und lebensvolle Schilderung auszeichnen, dabei ohne Manier, einfach und anspruchslos geschrieben sind.

Wir haben es hier mit einem ernsten Künstler zu thun, dessen stärkste Seite die realistische Darstellungsweise ist, dem aber auch feine und zarte Stimmung nicht fehlt. Die Skizzen, in denen ihm dies am besten gelingt, erinnern oft an die gewaltige Kunst des Turgenjeff und Tschechow.

. . . Inhalt . . .

Alles in allem ein tiefes, ergreifendes Buch, das Buch eines

ehrlichen Künstlers, der mitten im Leben steht, fest und sicher und aus dem Vollen gestaltet.

Hamburger Fremdenblatt: Dieses Buch gleicht einem Kästchen mit allerlei ganz verschiedenen, aber immer gefälligen Werken der Kunst. Bald finden wir eine Novelle, bald eine Skizze, hier eine Charakterstudie, dort eine kleine Humoreske und einmal sogar eine dramatische Szene. Wenn ich mich nicht wider Erwarten sehr täusche, wird der Verfasser hier noch sein eigenstes Gebiet entdecken. Alle seine Arbeiten sind von dramatischem Leben erfüllt, er liebt drastische Situationen und ist ein entschiedener Anhänger des Dialoges, wie alle wirklich begabten Schriftsteller; in seiner dramatischen Skizze „Freiheit" zeigt es sich aber ganz unzweifelhaft, daß sein Talent in gerader Linie auf die dramatische Gestaltung lossteuert. Die kleine Episode zeigt uns das Heim eines „modernen" Schriftstellers und läßt uns einen Blick in seine junge Ehe thun. Die Geschichte, die sich da abspielt, ist stark satirisch behandelt, enthält aber Wahrheit. Bis auf einige störende Manieren im Dialoge, z. B. die häufige Wiederkehr des Ausdruckes „Ekelhaft", liegt hier eine tadellose Arbeit vor, die manche Ähnlichkeit mit Schnitzlers kleinen Meisterstücken hat. Die „Zukunftsfrohen" nennt der Verfasser in seiner Titelnovelle eine gewisse Kategorie von Beamten, die er mit köstlichem Humor und jener bereits erwähnten dramatischen Anschaulichkeit dem Leser vorführt. Mit wenigen kräftigen Strichen werden zu jeder Arbeit die Koulissen aufgerichtet, ein Hintergrund, eine gewisse Stimmung geschaffen, so daß man aus ungestörtem Behagen nicht herauskommt. Natürlich steht nicht alles auf gleicher Höhe, und es finden sich auch einzelne schwächere Stücke vor. Zu diesen zähle ich die Skizze „Waldidyll", die inhaltlich manchen intimen Reiz ausübt, hauptsächlich durch die Naturschilderung, aber keinen Schluß besitzt, am Ende wie abgebrochen erscheint. Die Gestalt des Schuster-Gärtners ist zwar seltsam genug, aber etwas Idillisches ist weder an ihr noch sonst an der Skizze zu finden. Zwölf Arbeiten enthält das Buch, das somit jedem etwas zu bieten imstande ist, welcher Geschmacksrichtung er auch huldigen mag. Ein recht unterhaltendes und vielseitiges Buch.

Leipziger Zeitung: Ein ganzes Buch voll lauter Skizzen ermüdet leicht, wenn man es hintereinander lesen soll, mögen auch die einzelnen Sachen und Sächelchen noch so hübsch sein. Man muß eine nach der anderen in Absätzen lesen, wenn einem gerade die Lust nach leichterer Lektüre kommt, oder man eine müßige Stunde angenehm ausfüllen will. Bei solchem Verfahren wird der Leser von diesen Skizzen wirklichen Genuß haben können.

Georg Hermann zeigt in ihnen eine scharfe Beobachtungsgabe und ein liebenswürdiges Erzählertalent, mit dem er auch den scheinbar gewöhnlichsten Vorgängen des Alltagslebens eine Pointe zu geben versteht. Die verschiedensten Geschmacksrichtungen werden ebenfalls in diesem Buche ihre Rechnung finden. Da sind harmlos witzige oder gutmütig satirische Sachen, in denen der Verfasser kleine Ungezogenheiten seiner lieben Mitmenschen aufs Korn nimmt, wie z. B. „der Guckkasten". In anderen Skizzen werden ernste soziale Probleme der Gegenwart berührt, wobei der Verfasser oft mit scharfer naturalistischer Wahrheitstreue die Zustände beleuchtet, aber nirgends das Maß des Erlaubten überschreitet; als Beispiel sollen hier nur die „Zukunftsfrohen" dienen, von denen man sich vor der Lektüre ein ganz anderes Bild macht, wie es uns Hermann nachher zeichnet. Die „Zukunftsfrohen" sind samt und sonders gescheiterte Existenzen, die einst bessere Tage gesehen und als Hilfsarbeiter in irgend einem Büreau bei vorübergehender diätarischer Beschäftigung ein kärgliches Dasein fristen aber immer noch hoffend einer wieder besseren Zukunft entgegen harren. Im „Frühling" und „Waldidyll" endlich offenbart der Verfasser ein liebevolles Verständnis für Natur, das uns fast fremdartig unter diesen Skizzen aus dem modernen Großstadtleben anmutet, aber für den Verfasser noch mehr einnimmt.

Kieler Zeitung: In einer Reihe von Novelletten und Skizzen zeigt der Verfasser sein originelles Talent von der vorteilhaftesten Seite. Mögen seine Arbeiten ernst heiter, satyrisch, harmlos, oder ergreifend sein, er weiß stets den Leser zu interessieren und anzuregen. — Georg Hermann hat viel Verständnis für das Traurige und alles Leid im Leben, aber wie er es schildert, wirkt es nicht abstoßend; durch einen angenehmen Humor weiß der Autor auch das Elend so zu schildern, daß das Bittere weniger hervortritt, und man nie vergißt, daß dem Schriftsteller das Künstlerische die Hauptsache ist. — Trotz der kurzen Fassung der einzelnen Erzählungen enthalten sie mehr als manche umfangreiche Arbeit; aber gerade in dieser knappen Form liegt gerade die große Wirkung der Novellen.

Prager Tageblatt: Die frische Entwicklung, welche Hermann seit seinem Roman „Spielkinder" und seiner Skizzensammlung „Modelle" durchgemacht hat, läßt viel von seiner Zukunft erwarten. Alle seine Gebilde sind jetzt vollgesogen von gesunder Kraft und Gegenständlichkeit und auch in seiner Sprache ist Mark; in seinem Lexikon steht keines der jetzt so oft verschwendeten vieldeutigen, geheimnisraunenden Worte.

Er sieht mit einem Raubtierblick in die Seelen seiner Menschen hinein. In dieser Sammlung möchte ich zwei Gruppen von Dichtungen unterscheiden. Die eine zeigt noch ein zu ängstliches Haften an den Körpern und ein Übermaß an Detail. Dazu gehört unter Anderem auch die größte Novelle, nach welcher das Buch genannt ist. Am wenigsten gelungen ist die Szene „Freiheit", die auf mich wegen ihrer klotzigen Fügung abstoßend wirkt. Dafür stehen auf der anderen Seite wahrhaft prächtige Leistungen wie „Letzte Gluten", „Frühling", „Nachtgebet" und „Thränen", von denen jede ein Vorwärts bedeutet. Hier giebt man sich ganz der großen Naturandacht Hermanns gefangen und hier ist auch die stille Weisheit, die über den Dingen ruht und um derentwillen wir ja gerade die Dichter aufsuchen. Und auch der Humor kommt zu seinem Recht.

Straßburger Post: „Die Zukunftsfrohen" überschreibt Georg Hermann eine erschienene Sammlung von zwölf meist kleineren novellistischen Skizzen, in deren Mehrzahl sich ein bemerkenswertes Talent kundgiebt, wie mit einem Scheinwerfer ein Menschenleben oder einen Abschnitt daraus zu beleuchten. Der Titel ist nach der ersten, dem Umfange nach größten Erzählung des Buches gewählt. Es werden dort mit unbestreitbarer Originalität eine Anzahl Menschen charakterisiert, die das Schicksal gelegentlich einer Massenarbeit irgendwo als diätarisch besoldete Schreibgehilfen zusammengeführt hat. Sie alle haben, wenigstens wenn man sich auf ihre Reden verlassen darf, einst bessere Tage gekannt, sind dann aber, der eine da, der andere dort, schiffbrüchig geworden, und hoffen, ihre gegenwärtige Beschäftigung gleichsam nur als ein Asyl für Obdachlose und eine Übergangsstation betrachtend, alle auf eine bessere Zukunft. Daß das manchmal trügerische Hoffungen sind, die da gehegt werden, beweißt ein weitererzähltes Einzelschicksal, Wenn man sich nicht täuscht, möchte man dem Verfasser auch eine dramatische Begabung zutrauen und hierdurch zu zu Versuchen auch auf diesem Gebiete ermuntern.

Verlag von F. Fontane & Co. — Berlin W 35

Werke von

Cäsar Flaischlen: Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens

Gedichte. Brief- und Tagebuchblätter
Preis geheftet Mark 3.—; gebunden Mark 4.—

Theodor Fontane: Aus England u. Schottland

Preis geheftet Mark 6.—; gebunden Mark 7.—

Georg Freiherr von Ompteda: Eysen

Deutscher Adel um 1900
Roman
Preis geheftet Mark 10.—; gebunden Mark 12.—

Wilhelm von Polenz: Thekla Lüdekind

Geschichte eines Herzens
Roman
Preis geheftet Mark 10.—; gebunden Mark 12.—

Klaus Rittland: Nur Weib

Novellen
Preis geheftet Mark 5.—; gebunden Mark 6.50

Emil Roland: Gefühlsklippen

Novellen
Preis geheftet Mark 3.—; gebunden Mark 4.—

Johannes Schlaf: Das dritte Reich

Roman
Preis geheftet Mark 5.—; gebunden Mark 6.50

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

12
754 3

35T-7

89006183289

b89006183289a

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co. — Berlin W 35

Werke von

Eduard Aly: Wolkenkuckucksheimer Dekamerone

Preis geheftet Mark 5.—; gebunden Mark 6.—

Helene Böhlau: Halbtier

Roman
Preis geheftet Mark 4.—; gebunden Mark 5.—

Kurt Martens: Aus dem Tagebuche einer Baroneſſe von Treuth

Preis geheftet Mark 2.—; gebunden Mark 3.—

Rudolf Lindau: Der Fanar und Mayfair

Roman
Preis geheftet Mark 6.—; gebunden Mark 7.50

Georg Freiherr von Ompteda: Eyſen

Deutſcher Adel um 1900
Roman
Preis geheftet Mark 10.—; gebunden Mark 12.—

Wilhelm von Polenz: Thekla Lüdekind

Geſchichte eines Herzens
Roman
Preis geheftet Mark 10.—; gebunden Mark 12.—

Johannes Schlaf: Leonore

Novellen
Preis geheftet Mark 2.—; gebunden Mark 3.—

C. Viebig: Es lebe die Kunſt

Roman
Preis geheftet Mark 6.—; gebunden Mark 7.50

Buchdruckerei Roitzſch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

89D06183289

Digitized by Google